

HEFT 6
8. JAHRGANG
MÄRZ 1932
BERLIN
★
NEUER PREIS
90 PFENNIG



*L. Ockert -
Zusch.*

MEH



Foto: Ernst Krause — Bruschwitz

Die Dinge neben dem Alltag machen das Leben manchmal erst so recht lebenswert. Dinge, die nicht zum täglichen Brot gehören, die den Tag aber hell und warm werden lassen: eine Frühlingsblume, ein freundliches Menschengesicht, ein anmutiges Tier, eine schöne Abend-Stunde und

Die Grüne Post

Jede Nummer bringt so viel interessante Artikel und schöne Bilder. 20 Pfennig. Abonnement durch den Buch- und Zeitschriftenbandel oder durch die Post. Sonst durch den Verlag Ullstein, Berlin SW 68

*Güter-
mann's
Nähseide*



U H U

HEFT 6 / 8. JAHRGANG / MÄRZ 1932

Schriftleitung Friedrich Kroner

★

Nachdruck und Übersetzung verboten
Copyright 1932 by Ullstein Aktiengesellschaft Berlin

	Seite
Vor der Skitour. Fotografie	5
Was mir in dieser Zeit als Wichtigstes am Herzen liegt . . . Beiträge von Wilhelm von Scholz und Alfred Döblin.....	6
Letzte Schulstunde am Sonnabendmittag. Zeichnung von Girod	9
Das ist England. Das Land der Tradition, der Demokratie und der Lebensart. Von Wolf Zucker Mit Bildbeispielen	10
Schaefer-Ast zeichnet Frühlingsgedichte. Zeichnung.....	18
Frühling in den Jahrhunderten. Eine Gedichtreihe	19
Vorfrühling. Zeichnung von Moellendorff	23
„ . . . Bilder hab ich von mir . . . “ Zehn Jahre Fotografien aus dem Leben einer Frau	24
Was gute Ehemänner und gute Ehefrauen über die gute Ehe sagten. Von Paul Wiegler	33
Helldunkel. Lichtbildstudie.....	39
Ballade vom tiefen Baß. Naturgeschichte einer Männerstimme. Von Orio Vergani. Mit Zeichnungen von Fritz Eichenberg.....	40

PREIS: 9000 M

PREIS: 12000 M

PREIS: 12900 M

PREIS: 4500 M

WIE AUF EINER MUSTERKARTE

können Sie sich ein Eigenhaus aussuchen auf der Ausstellung

HÄUSER ZU FESTEN PREISEN

Dort finden Sie Modelle und Grundrisse von Häusern zu Preisen von 3000 bis 20000 M / Sonderabteilung der Ständigen

BAUWELT-MUSTERSCHAU

Ausstellung der Zeitschrift „Bauwelt“, Berlin SW 68, Charlottenstr. 6, im Ullsteinhaus. Geöffnet: Werktags von 10–17 Uhr, Mittwochs von 10–19 Uhr. Eintritt kostenlos

	Seite
Detektive bei der Arbeit. Fotografie.....	45
Gretchen, die schönste deutsche Frauengestalt. Von Julius Bab. Mit Bildern berühmter Bühnen- darstellerinnen	46
Schicksal eines „Ehemaligen“. Ein Kapitel russisches Privatleben. Von William C. White	53
Das Modell. Lichtbildstudie	59
Der Zeichner O. Soglow. Gezeichnete Anekdoten.....	60
Der schönste Tag meines Lebens. Aus Miezes Fotografie-Album.....	67
Ein Mann fällt aus seinem Himmel. Erzählung von Norbert Jacques	73
Der große Klassiker. Zeichnung von Storm-Petersen	76
Auf Wiedersehen morgen früh! Fotografie.....	77
Kontrollieren Sie Ihre Stimmungen und Sie werden guter Laune! Ein Hausmittel zur Stärkung Ihrer Energie. Mit Zeichnungen von Barlog	78
Eifersucht auf ein Lächeln im Traum. Zeichnung von Girod	83
Junge Schauspielerin	84
Worpsweder Bäuerin. Zwei fotografische Studien.....	85
Die Verkehrsfiel des „Uhu“. Fünfte Serie unseres Preisausschreibens. Mit Zeichnungen von Fritz Eichenberg	86
Napoleon hinterm Schanktisch. Eine Sehenswürdigkeit in Bildern	89
Wer hat was gesprochen? Auflösung des Rätselspiels: Internationales Ballgeflüster 1932	95
Radetzkymarsch im Handstand. Fotografie	96
Mme. Raeburn besucht ihre Wachsfigur. Erzählung von Lady Eleanor Smith. Mit Zeichnungen von Linnekogel	97
Urfaust. Eine Anekdote	110
Golf mit Wörtern, Lawinenrätsel, Netzwort-Rätsel.....	110—112

*

Den Umschlag zeichnete Luise Staudt-Zoab

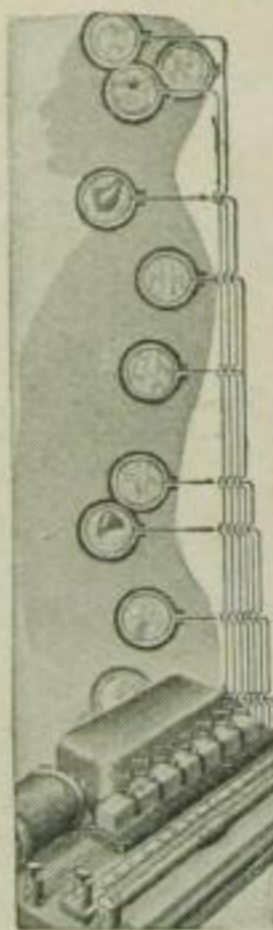
Familien- Anzeigen

der guten Gesellschaft
bringt die

Vossische Zeitung

Berlin SW68 Ullsteinhaus

Wie arbeitet der männliche Hormon-Apparat?



Wie eine elektrische Maschine, welche Energie erzeugt und wie ein Akku, der diese Kräfte aufspeichert!

Durch die Hormone der Keimdrüsen und der Hypophyse wird der gesamte Sexual-Apparat von der Hirnrinde bis zum Genitale mit Hormonen durchtränkt, gleichsam elektrisch geladen. Der geschwächte, erschöpfte Sexual-Apparat kann daher durch eine wirksame Hormon-Therapie mit gesicherten Testis- und Hypophysen-Hormonen gekräftigt, von neuem aufgeladen und zu neuem Leben entfacht werden. Neuerdings ist im **Institut für Sexual-Wissenschaft zu Berlin** ein Verfahren angegeben, welches es ermöglicht, in schonendster Weise das kostbare Hormon so zu gewinnen, daß seine spezifische Wirkungsweise ganz erhalten bleibt. In den „Titus-Perlen“ haben wir also zum ersten Male ein Präparat, welches nachweislich das bisher vergeblich erstrebte **Verjüngungshormon in gesicherter standardisierter Form** enthält. Lassen Sie sich zunächst über die Funktionen der Organe

durch die illustrierten Bilder der Abhandlung unterrichten, die Sie sofort kostenlos (verschl. neutral) erhalten von der **Friedrich-Wilhelmstädtisch. Apotheke, Berlin NW6/172, Luisenstraße 19**. Originalpackung „Titus-Perlen“ für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80. Neu bei Übererregbarkeit (Vorzeitigkeit) „Titus-Kerne 3“ 100 Stück RM 9.50. **„TITUS - PERLEN“ zu haben in allen Apotheken.**

*Sinnloses
Suchen
soll nicht mehr
sein!
Sie
sehen ja
sämtliche
Sendungen
so über-
sichtlich in den
Sieben Tagen*

„Sieben Tage“, die große amüsante Wochen-Zeitung für alle Rundfunk-Hörer mit übersichtlichsten Programmen, Vorschau, Kritik und vor allem vielen schönen Bildern. Jeden Freitag neu für 20 Pfennig. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriften-Händler, Ihrem Postamt oder durch den Verlag Ullstein, Berlin SW 68



Vor der Skitour
Aufnahme Eisenstaedt

Was mir in Wichtigstem am

Eine Artikelreihe über

Jakob Wassermann, Wilhelm Schäfer, Manfred Hausmann, Nummer auf eine Frage des „Uhu“ die Probleme dar- Wir setzen hier unsere Artikelreihe über Zeitprobleme mit

Wilhelm von Scholz

... daß die Schule die jungen Menschen das Leben lehre ...

Wir — zumindest alle die Altersgenossen von uns, deren Jugend und empfänglichste Jahre noch in die gefestigten Verhältnisse des Vorkriegs fielen — sind gewiß durchweg im Kriege, in der Zeit der Geldentwertung und jetzt in der Weltwirtschaftsnot kaum einen Tag oder eine Stunde das Gefühl losgeworden: wir stehen auf einem Vulkan, der Erdboden unter uns ist erschüttert und schwankt, ein regelloser Ausnahmezustand herrscht, unter dem wir alle schwer leiden. Diese Wallungen und Umwälzungen haben das Gemüt der zivilisierten Menschheit sehr unvorbereitet überfallen und in der Seele dieses unrohe Gemisch von Gleichgültigkeit, Augenblicksgier, Hoffnungslosigkeit, Sucht sich zu betäuben und Leere an guten tröstenden Vorstellungen erzeugt; eine allgemeine Dumpfheit mit geschwächtem Willen.

Ich frage mich: hat nicht unsere Schule und Erziehung besonders in zwei Hinsichten versäumt, uns als Kinder und junge Men-

schen richtig in die Welt zu stellen; und sollten wir nicht darauf hinwirken, daß die Künftigen von vornherein besser darauf vorbereitet werden, Zeiten wie die unsere zu ertragen, sich in ihnen mit gefestigterem, ruhigerem Gemüt zu bewegen?

Im allgemeinen heißt das: das kommende Geschlecht, jedes kommende Geschlecht, muß besser auf die Unbeständigkeit, Wandelbarkeit, Unsicherheit der irdischen Dinge vorbereitet werden. Wir Älteren haben auch Waltbers von der Vogelweide „Die Welt ist Unsiere“, haben die Bibelstellen vom Vergehen der menschlichen Dinge wie Gras, haben die Chorstrophen der „Braut von Messina“ vom Sturz der Macht und der Größe gelesen. Aber sie sind uns wesentlich Wort geblieben, und wir haben sie, soweit sie sich in Anschauung zu wandeln begannen, immer in die Vergangenheit zurückgesehen. Kein Lehrer hat uns eindrücklich gemacht und uns gesagt: „Dies, was ich euch da lehre, ist

dieser Zeit als Herzen liegt...

die Nöte unserer Zeit

Kurt Heuser und Hans Fallada hatten in der Februar-gestellt, die ihnen in dieser Zeit als die wichtigsten erscheinen. Beiträgen von Wilhelm von Scholz und Alfred Döblin fort.

Alfred Döblin

... daß der Einzelne unter dem Einfluß der Masse nicht verkrüppelt ...

Du mußt dich vor den Massen hüten. Sie sind das Uebel von heute und die wirklichen Verhinderer eines menschlichen Daseins. Sie sind anmaßlich und Störenfriede, und vor allem sind sie in neuer Form und unausrottbar Gewaltherrscher und Absolutisten. Ob sie sich offen Kaiser nennen oder versteckt Oeffentlichkeit oder Kollektivum: laß dich nicht betrügen, sie meinen alle dasselbe, sie wollen dich schlucken.

Hast du schon einmal gehört, daß ein Haus an dich die Aufforderung richtet, du sollst und mußt hier wohnen und sollst und mußt dich ihm anpassen und unterwerfen? Du würdest „nein“ sagen. Wenn ein Haus dir nicht paßt, ziehst du aus, und wenn es dir gefällt, wohnst du überhaupt in keinem Haus. Hast du schon einmal gehört, daß man dir Kleider gibt und sagt, zieh sie dir an, und wenn sie dir nicht passen, werde dick oder dünn, damit sie passen? Organi-

sationen, das Kollektivum sind solche Häuser und Kleider, die einmal hergestellt sind, und du siehst eine Ehre darin, dich nach ihnen zu verändern.

Warum ist die Verherrlichung und Vergötzung dieser Einrichtungen gefährlich? Weil durch sie der Einzelne über seine Verpflichtung zum Dasein irregeführt wird. Keiner kann aber dem Einzelnen abnehmen, daß er verantwortlich lebt. Keine Instanz kann aufstehen und uns die Verantwortlichkeit für unser Tun und Lassen abnehmen. Keine Kirche, kein Priester kann das. Die Tür zu dem großen Gericht, das da ist, ist so eingerichtet, so schmal, daß immer nur ein Einzelner hindurchkam. Und hier geht der Priester selbst ohne seinen Mantel, der Richter hat da kein Amt, das Ich geht einsam, ohne Hilfe, ohne Anhang.

Wer dem Ich, dem Einzelnen, der Person, dem Individuum die Pflicht zum Dasein, die Verantwortung für sein Leben

nicht nur Gestern, sondern ist Morgen! Freut euch der guten Zeit, aber denkt daran, daß das Wetter plötzlich und unvorbereitet ins gerade Gegenteil umschlagen kann!" Das aber sollte dem Kinde bildhaft und fühlbar eindringlich gemacht werden!

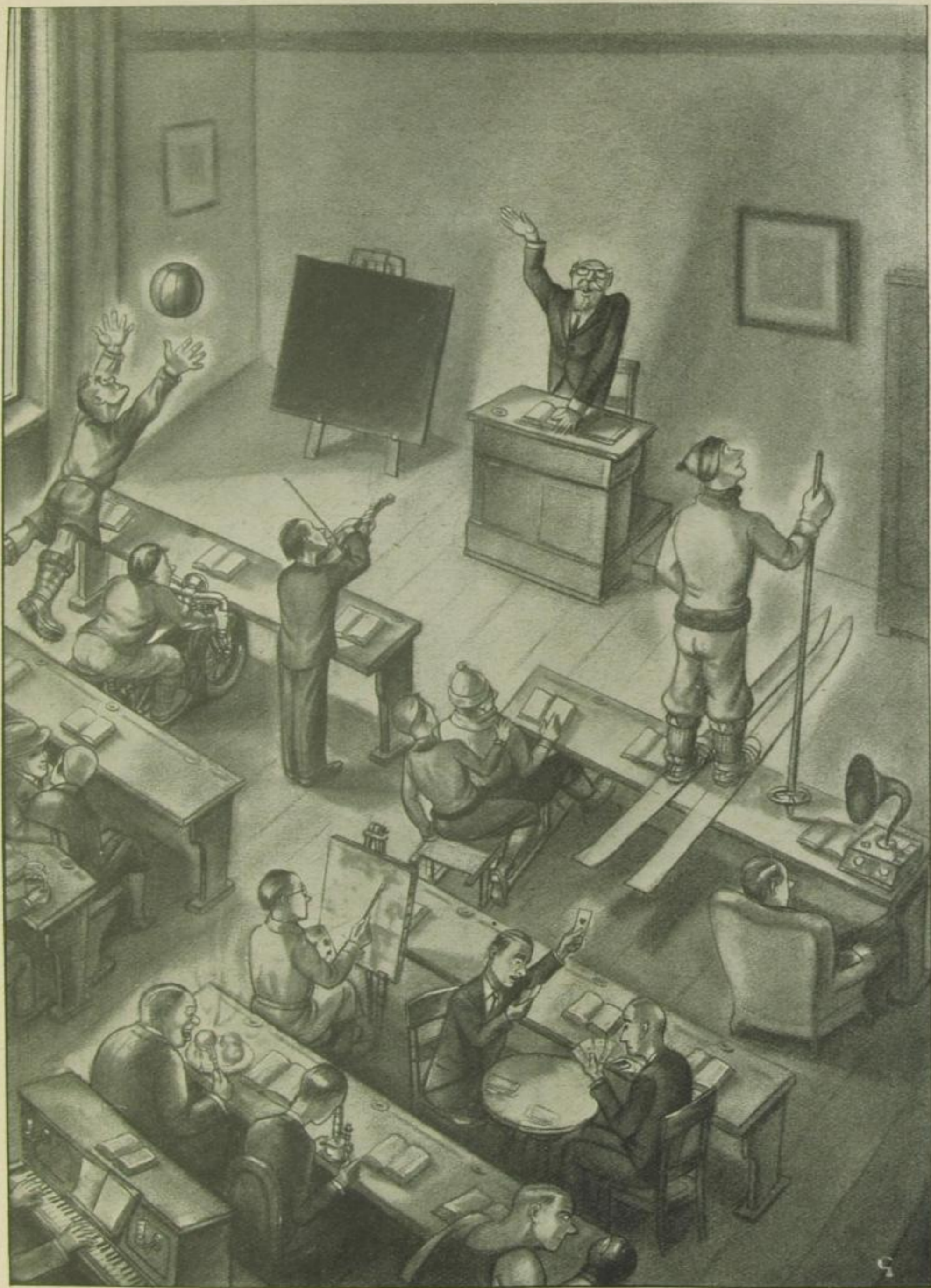
Wie im Allgemeinen ist es auch im Besonderen: wir empfangen den Unterricht der Geschichte immer als den über etwas Abgeschlossenes, Beendetes, das auf den Zeitpunkt, in dem wir uns befanden, hinführte und uns die gegenwärtige Lage bestenfalls begreiflich machen sollte. Ich glaube mich zu erinnern, daß es sich mir auf der Schule gefühlsmäßig etwa so darstellte: Die Geschichte, das Geschehen ist langsam, braucht große Zeiträume, um hervorzubringen oder zu vernichten; deshalb merkt man im eigenen Leben, der eigenen Gegenwart, die ja nur kurz ist, kaum etwas davon. Der Geschichtsunterricht hat uns das Gewordene gelehrt, aber leider nicht das Werden. Er hat den einen natürlichen Schritt nicht getan, uns zu sagen: „Heut ist Geschichte! Wir wissen vielleicht nicht, was im Staate, was zwischen den Völkern in diesem Augenblick vorgeht. Aber seid gewiß: wie in den Geschehnissen, die ich euch aus dem Altertum oder aus dem Mittelalter lehre, kann an jedem Tag auch unsere Zeit, unser Land und Volk Schauplatz geschichtlicher Vorgänge sein mit aller Todesgefahr und aller Not, die ich euch überall in den Völkerschicksalen gezeigt habe. Geschichte ist nie etwas Abgeschlossenes, sondern immer etwas Weitergehendes, auch jetzt und in dieser Stunde.“

Niemand sprach so zu uns. So aber sollten Lehrer und Erzieher zu ihren Zöglingen sprechen! Vielleicht, daß sie schon mit diesem steten Hinweis allein ein politisches Volk heranbilden würden. Die Zeit ist günstig, daß langsam der Geist unserer Schule, auch im weitesten, übertragensten Sinne, sich darauf einstelle, den Schülern statt des Wissens, das wie ein von der Wirklichkeit abgetrenntes körperliches Gedankengebiet erfaßt und betrachtet wurde —, das Leben zu lehren!

abnehmen will, ja, sogar frecherweise behauptet, erst in diesen Kollektiven und Einrichtungen werde das Ich zum Ich, erfülle sich das Ich und könne unbesorgt sein, der übt ein bösesartiges Täuschungs- und Fälschungsmanöver.

Wir sind nicht allein, wir können nicht auskommen, einer ohne den andern, Männer und Frauen nicht ohne einander. Kinder nicht ohne ihre Eltern und Pfleger, es gibt Freundschaften, wir haben gemeinsame Arbeiten, wir können unsere Häuser nicht allein bauen, um die Kranken müssen sich Aerzte kümmern, wir haben Streitigkeiten, die müssen geschlichtet werden. Was ist das? Ist das die Oeffentlichkeit, die Partei, das Kollektivum? Das ist unnatürlichste Art jedes einzelnen von uns. Wenn das Einzelne ist und es ist gesund, hat es diese Liebe zu Mann oder Frau, die Bindung an Kinder oder Eltern, hat Freundschaften, hat den Willen und die Neigung mit anderen gemeinsam zu arbeiten. Es müssen Häuser und Brücken gebaut werden, Aerzte wollen zu Kranken, Kranke verlangen nach Hilfe. So ist nicht das Kollektivum, die Oeffentlichkeit, die Partei, so ist der Einzelne. Wenn über diese Einzelnen die Einrichtungen kommen, verdorren zugleich die Einzelnen, und die Zusammenhänge unter den Menschen. In den straffsten Staaten sind die einsamsten Menschen. Wo die Oeffentlichkeit anfängt, fängt die Zerstückelung an. Wo die Oeffentlichkeit nachläßt, ordnen sich die Dinge, und die natürlichen Zusammenhänge stellen sich wieder her. Der Einzelne kommt zu sich, und wenn er zu sich kommt, kommt er zur Gemeinschaft.

Hier ist von keinem Individualismus die Rede, der das Einzelwesen egoistisch machen will. Egoismus ist die Wirkung der schlechten Gesellschaft selbst, die den Zusammenhang von Mensch zu Mensch aufgehoben hat. Die zwingend egoistische Gesellschaft schafft Egoisten. Da gibt es nur Hamster für die Familie, Pseudo-Individualisten und Draufgänger; menschliche Krüppelformen und Unkraut.



Letzte Schulstunde am Sonnabendmittag
Zeichnung von Charles Girard



Seit dreihundert Jahren unverändert
Ecke in Old Cheshire Cheese, einem der berühmtesten Speisehäuser des alten London in der
der alten Gerichtshöfe, wo heute noch hohe Juristen zu speisen pflegen.
Cheese gilt als Vorbild des renommierten Speisehauses.

DAS IST ENGL AND

Das Land der Tradition, der Demokratie und der Lebensart.

10



Fleetstreet, die Gegend
Old Cheshire

Von Wolf Zucker

Im Winter gilt in England die westeuropäische Zeit. Eine Tatsache, die den rechnerisch nicht besonders geübten Reisenden, der die Uhr am Landungskai nicht gleich finden kann, vor die schwierige Aufgabe stellt, zu entscheiden, ob er seine Taschenuhr nun eine Stunde vor- oder nachstellen soll. Wer aber glaubt, daß die Uhrendifferenz den ganzen Zeitunterschied zwischen England und Europa ausmacht, der hat sich geirrt. Im astronomischen Sinn ist zwar die Zeit auf der grünen Insel in der Silbersee nur um eine Stunde hinter der unsrigen zurück, im übrigen aber würden Jahre und vielleicht sogar Jahrzehnte nicht ausreichen, um den



Demokratie ist in England Tradition
Austen Chamberlain, der erste Lord der Admiralität im vorletzten Kabinett
MacDonalds, im Gespräch mit einem Wähler im Dockviertel. Diese natürliche
Zwanglosigkeit zwischen Lords und einfachen Arbeitern, zwischen Gutsherren
und den Bewohnern der Dörfer ist nicht eine Sondererscheinung der Wahlzeit,
sondern die selbstverständliche Verkehrsform.

Phot. Schöcher



Mischung der Jahrhunderte:
Zigarre, Degen und die Tracht des 17. Jahrhunderts
neben dem Wagen von 1930, — so fährt
der englische Adel zu Hofe.

zeitlichen Unterschied im ganzen Lebensausschnitt zu überbrücken, der zwischen uns und unsern Vettern jenseits des Kanals liegt.

Doch sollten wir nicht allzu sicher sein, daß wir den Engländern, die bei uns so gern als altmodisch und überhaupt als sehr „zurück“ geschildert werden, wirklich so viel voraus sind. In ihren Augen sind wir Mitteleuropäer viel eher Parvenus, die es schrecklich eilig haben, den jahrhundertealten Vorsprung aufzuholen, und wenn wir dabei gar zu viel Tempo vorlegen, so betrachten uns die Engländer mit demselben halb spöttischen, halb herablassenden Lächeln, das bei uns so lange den Geschäftsleuten der neuen Welt entgegengebracht wurde.

Nein, Streitereien über größeren oder geringeren Wert ganzer Völker sind immer lächerlich und führen nur zu oberflächlichen Verallgemeinerungen. Sicher aber ist, daß wir unsern ganzen Zeitbegriff umstellen müssen, wenn wir von England überhaupt etwas verstehen wollen und uns nicht damit begnügen, Kamme als zwar gemütlich, aber unpraktisch zu bezeichnen und den Kopf zu schütteln über die Ausrüstung mancher reisender Engländer, die aus Großvaters Tagen zu stammen scheint. Die Begriffe Vergangenheit und Gegenwart sind in

England gar nicht so scharf getrennt wie bei uns. Die „gute alte Zeit“, die in allen englischen Zeitschriften, Theaterrevuen, offiziellen Festreden und Familienfeiern gern und oft zitiert wird, ist dort drüben vielfach noch springlebendig, und man lebt in ihr nicht unbequemer als bei uns.

Wenn man sich in einem Londoner Warenhaus Möbel ansieht, Serienstücke, die zu Tausenden in die kleinen Ein- oder Zweifamilienhäuser wandern, so ist ihr Stil nicht viel anders als in den Tagen der Queen Anne oder der Queen Victoria, und selbst Grammophone und Radioapparate sind in ihren Formen so schlicht und ihrer Farbe so dunkel gehalten, daß sie in einem Museumszimmer aus dem 18. Jahrhundert kaum auffallen würden. Die Engländer sind konservativ — das ist eine alte und unbestreitbare Erfahrung —, aber sie selbst legen auf diese Tatsache gar keinen besonderen Akzent, es scheint ihnen vollkommen natürlich. Sie sind auch der heutigen Zeit gar nicht feindlich gesinnt, nur das Alte bleibt eben bestehen und das Neue muß zusehen, wie es zu seinem Recht kommt. Lautsprecher im Chippendalestil mögen uns komisch vorkommen, passen aber zum englischen Leben genau so wie der Truthahnbraten oder das schwere



Solide Dinge sind alt:

Ein Londoner Hausschild, dessen Buchstaben längst unleserlich geworden sind, aber um keinen Preis würde man es erneuern; drei Generationen Diener haben daran geputzt — es hat die englische Patina.

Aufnahmen Wolfgang Weber



Engländer gehen überall durch ihre Landschaft wie durch einen Park.
Feldweg von der Bahnstation nach dem Rennplatz von Ascot. Es wird keinem Engländer einfallen, aus
der Reihe und übers Feld zu gehen, um die anderen zu überholen.

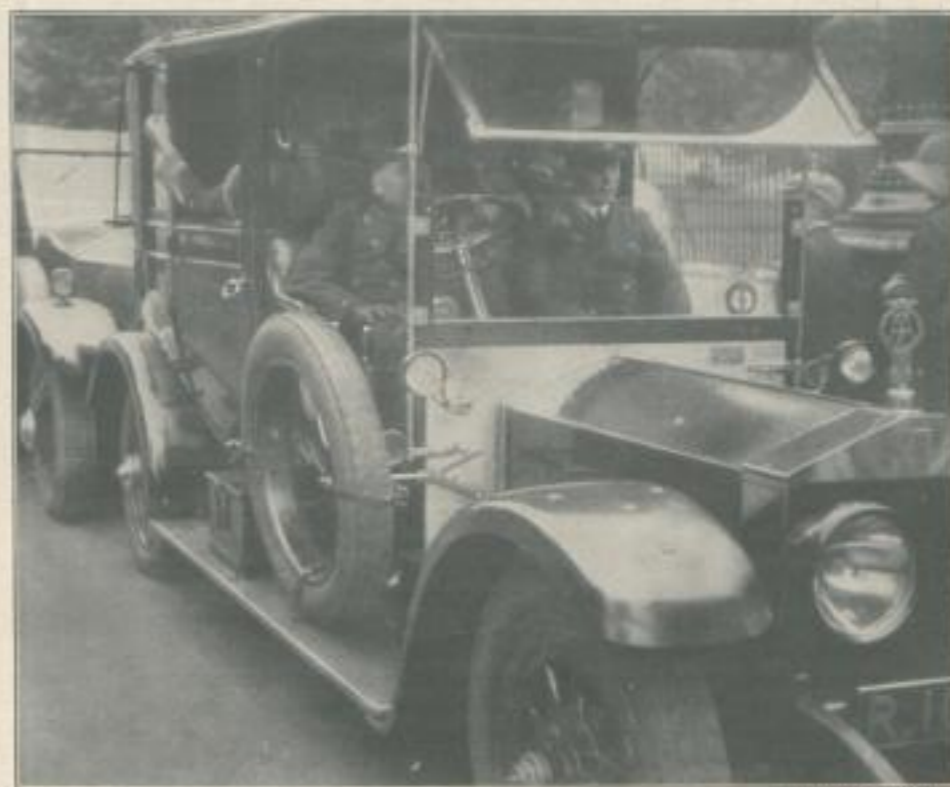
Phot. Kayser

schwarze Bier. Man ist in England nicht gewalttätig, man schreit einander nicht täglich in die Ohren, daß jetzt eben, vor einer Viertelstunde, oder zwei Wochen oder zehn Jahren eine neue Epoche angebrochen und daß nun plötzlich alles anders sei. Die Jahrhunderte kommen miteinander sehr gut aus, sie wachsen durcheinander wie Zweige eines Baumes,

und nur ein historischer Pedant würde in England auf klare Scheidung drängen. Gewiß, das gesamte Leben ist dadurch etwas unübersichtlich: In einem Prozeß, den ein Filmautor gegen seine Produktionsfirma führt, kann sehr leicht einer der Perücken-Köpfe Gerichtsentscheidungen aus den Tagen der Habeas Corpus Acte oder der Sternkammer

zitieren. Und der Fremde mag den Kopf schütteln, wenn er liest, daß irgendeine um das Allgemeinwohl verdiente Persönlichkeit zum „Wächter der Fünf Häfen“ ernannt ist, oder daß der Schmied von Gretna Green, dem berühmten Dorf an der schottisch-englischen Grenze, noch heute das Recht hat, ohne jedes standesamtliche Papier Ehen zu schließen. Wozu etwas abschaffen, was so lange bestanden hat, wenn es nicht unbedingt nötig ist, sagt sich der Engländer. Warum Zentralheizungen bauen, wenn unsere Väter am Kamin nicht erfroren sind? Im Notfall ist man auch bereit, sehr schnelle Entscheidungen zu fällen, ein Beispiel mag etwa die Abschaffung der Goldwährung von einem Tag zum andern sein, zu der sich die Regierung im September des vorigen Jahres entschloß.

Natürlich ist in diesem Konservatismus auch ein gut Teil Koketterie enthalten. Was alt ist, gilt auch als vornehm, und wer wollte nicht als vornehm gelten? Man kokettiert damit, in einem Haus zu wohnen, dessen Fachwerk aus der Normannenzeit stammt, man ist stolz darauf, daß der Rolls Royce, in dem man fährt, eines der ersten Autos von England war. Das Lavendelwasser des kleinsten Provinzstadt-Drogisten ist nach Rezepten aus der elisabethanischen Zeit hergestellt, und bei Ueberlandfahrten tankt man Benzin in einem Gasthof, in dem schon Cromwell einmal — übernachtet hat. Aber diese Prahlerei ist sozusagen naiv, bäuerlich, sie gehört zur gesicherten Wohlhabenheit,



Phot. Wolfgang Weber

Ein Rolls Royce aus dem Jahre 1903 ist so gut wie ein Rolls Royce aus dem Jahre 1932

Der Engländer findet nichts dabei, in einem Rolls Royce aus dem Jahre 1903 auszufahren, im Gegenteil, er ist der Meinung, eine gute Sache muß lange halten.



Fot. Topf

Engländer kennen nicht die Furcht, sich lächerlich zu machen. Churchill, der Schatzkanzler des letzten konservativen Kabinetts, bei einem Studentenulk. Einen „Paddy“-Hut tragend, der mit einer grünen Borte geschmückt war und an dem eine Lechospfeife steckte, zeigte er sich in studentischem Anzug in der Universität Belfast, als ihm der Ehrengrad eines Doktors der Rechte verliehen wurde.

so wie ein dicker Bauch zum vertrauens-erweckenden Gastwirt. Und England besitzt tatsächlich einen unvorstellbaren Reichtum an Antiquitäten. Jede Familie kann Silbergegenstände, Möbel, Stiche vorweisen, die schon ein gut Teil Ge-

schichte mitangesehen haben, und die wohl auch noch ein paar weitere Generationen überdauern werden. Alter ist so etwas wie Qualitätsbezeichnung, und in der englischen Anschauung vermehren die Jahre nur den Gebrauchswert.

Fortsetzung auf Seite 107



Fot. Wolfgang Weber

Die alte Postwagenlampe mitten in der Londoner City.

Mit trotzigem Stolz beleuchtet die alte Postwagenlampe den Hotelzugang. Die Beleuchtung ist schon elektrisch, aber die alte Form wird mit großer Liebe erhalten.



Fot. Dopp

Der Nachtwächter im Zylinder.

Die Wächter der Bank von England machen traditionsgemäß auch nachts ihre Kontrollgänge im Zylinder.



AST

Schaefer-Ast zeichnet Frühlingsgedichte

Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
 All, all, die da blühen am Mühlengraben.
 Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest
 In ihren kleinen Säusten haben.

Theodor Storm



Ich sah so schön und wonniglich
 Die Heide mit den Blumen rot,
 das Veilchen ist so minniglich;
 die Nachtigall hat ihre Not
 wohl überwunden, die sie zwang.
 Vergangen ist der Winter lang,
 das zeigt ihr Sang.

Da ließ ich meines Kummers viel.
 Von einem Weibe mir geschah,
 daß ich muß immer ohne Ziel
 freudig sein und wohlgemut:
 es soll mich alles dünken gut,
 was sie mir tut.

Reinmar der Alte

(Die Nachtigall von Hegenau) 1160—1210



Uns kehrt nun wieder schöne Zeit:
 Des tönt der kleinen Vögel Sang,
 und grünet wohl die Linde breit.
 Vergangen ist der Winter lang.
 Nun sieht man Blumen schön geschmückt,
 die Haide überglänzt ihr Schein.
 Davon wird manches Herz beglückt —
 Und Trost wird auch dem Herze mein.
 Dietmar von Aist (12. Jahrh.)

Nun solln wir alle Freude han
 Die Zeit mit Singen wohl begahn
 Wir sehen schöne Blumen stahn
 Die Haid ist wonnig aufgetan.

Tanzen, Reihen springen wol
 Das ziemt uns Kindern wie es soll:
 Nun scherzen mit dem Balle!
 Mein Fraue ist aller Tugend voll
 Ich weiß nicht, wie ich ihr gefalle!

Verfasser unbekannt (um 1300)

Es stehen Wald und Haide
Ringsum frisch im Feierkleide.
Alle Herzen gehn geschwinder.
Es freuen sich die Mädchen und stolzen Kinder
Daß ein Ende hat der Winter.

„Wieviel Freude ich gewann“,
Sprach ein Mädchen, „durch diesen Mann,
Der mir nicht geht aus dem Sinn.
Nun wisse er, daß ich gut ihm bin:
Heimlich will ich zu ihm hin.“

Voll Zorn die Mutter war:
„Weh, daß ich dich gebar!
Warum trägst du dein neues Kleid?
Was hast du dir Blumen ins Haar gestreut?
Kannst du nicht warten auf deine Zeit?“

„So würde ich wohl ein altes Weib.
Mutter, ich muß seinen schönen Leib
Bald umfassen, sonst bin ich tot,
Ich will mit ihm zu den Rosen rot.“
Lachend hörte sie das Verbot. —



„Tochter, wer mag es sein?“
„Der Walliser, lieb Mutter mein.“
„Liebes Kind, das ist ein Mann,
Der deine Sehnsucht heilen kann,
Lohn ihm, es ist wohlgetan!“

Herr Goltz (13. Jahrh.)



Könnst ich meine Not verwinden
Hätt ich Freude doch nach Leiden
Noch in tausendfach Gestalt. —
Lieblich ließ ich mir verkünden:
Blumen tanzen auf der Haiden,
Vögel singen durch den Wald,

Wo gestern noch lag Schnee,
Steht heute grüner Klee
Und Tau glänzt in den Morgen, —
Wer nun mag, der freu sich dran.
Mich aber laßt, mich laßt! Ich kann
nicht los von meinen Sorgen.

Heinrich von Veldeke (Ende 12. Jahrh.)



Lenz kom herbei!
Nun wil ich frei
ein frölichs leben anfangen
weil sommerzeit
nun ist nicht weit,
der winter ist vergangen.
all feld tun jezund grunen,
du lenz, bringst schöne blumen.

Nichts liebers aufs ert
ich je begert
im harten winter kalte
als lenzenschein
da frölich muß sein
all creatur gar balde.
all feld tun jezund grunen

Got geb dir zwar
daß du vil jar
magst frucht und blumen bringen!
du edler lenz,
mit deinem glenz
wie sonnschein her tust dringen,
all feld tun jezund grunen

Dichter unbekannt (16. Jahrh.)





Die warme Frühlingsluft macht ihren Himmel klar;
 Seht, wie das güldne Licht der Sonnen heller blicket
 Der Felder schwangere Schoß ist zur Geburt geschicket
 Die grüne See geht auf; die Quellen springen gar

Aus ihren Adern auf; der Blumen bunte Schar
 Malt ihre Gärten aus, die Felder stehn erquicket,
 Die Thäler ausgeputzt, die Auen ausgeschmücket;
 Der Berge Zierat glänzt, den Wäldern wächst ihr Haar.

Seh ich dies alles an, so acht ich unvonnöthen,
 Daß auf dies Hochzeitstfest die emsigen Poeten
 So ernstlich sein bemüht. Ihr balde, Frau und Mann,
 Erkennt des Glückes Gunst. Luft, Himmel, Sonne, Felder,
 See, Quelle, Gärten, Fels, Thal, Auen, Berge, Wälder,
 Die stimmen euch izund ein süßes Brautlied an.

Paul Fleming (17. Jahrh.)

Hier setze dich, verschämtes Kind!
 Hier ist gut sein, hier laß uns bleiben,
 wo Wind und West geschwätzig sind,
 und Fels und Wald den Gram vertreiben;
 in dieser grünen Einsamkeit,
 wo Bach und Stein und Blätter rauschen,
 soll weder Lüste, Gefahr noch Neid
 den süßen Frühlingscherz belauschen.
 Beschau die Werke der Natur,
 betrachte Bäume, Feld und Tiere,
 und lerne wie der Liebe Spur
 dich überall zum Scherzen führe!
 Wodurch sind ich und du denn da?
 Zu was bist du nebst mir geboren?
 Der, so die Welt im Wesen sah
 hat uns zum Lieben auserkoren!

Johann Christian Günther (18. Jahrh.)



Wie die Knospe hütend,
 daß sie nicht Blume werde,
 liegt's so dumpf und brütend
 über der drängenden Erde.

Wolkenmassen ballten
 sich der Sonne entgegen,
 doch durch tausend Spalten
 dringt der befruchtende Regen.

Glühnde Düste ringeln
 in die Höh sich munter.
 Flüchtig grüßend züngeln
 streifende Lichter herunter.

Daß nun, still erfrischend,
 eins zum andern sich finde,
 rühren, alles mischend,
 sich lebendige Winde.

Friedrich Hebbel (19. Jahrh.)

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wirds nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und bösl'ich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Gottfried Keller



Morgentemperatur am Hochschneeberg plus ein Grad.
Der Schnee fällt als Regen herab.
Die weißgrauen Schneefelder schimmern feucht.
Der Pegelstand an den Flüssen steigt und steigt.
Milde stürmische Luft. Trübe Witterung im allgemeinen.
In den nordalpinen Gegenden noch ungeheure Schneefälle.
Vor dem Tunnel elf der Bergbahn Lawinenstürze.
Die Hotels am Semmering sind überfüllt, Aristokratie und
reiches Bürgertum gewinnen der Natur noch einige
Kodelschlittentage ab. Die Sonne frißt den Schnee.
Die Erde ist gesättigt, wasserdurchtränkt.
Es rinnt alles in die Flüsse ab deswegen.
Der Bauer ist erwartungsvoll.
Helga sucht weinend im Gelände nach Primeln.

Peter Altenberg († 1919)

Wieder schreitet er den braunen Pfad
Von den stürmeklaren Bergen nieder,
Wieder quellen, wo der Schöne naht,
Liebe Blumen auf und Vogellieder.

Wieder auch verführt er meinen Sinn,
Daß in dieser zart erblühten Reine
Mir die Erde, deren Gast ich bin,
Eigentum und holde Heimat scheine.

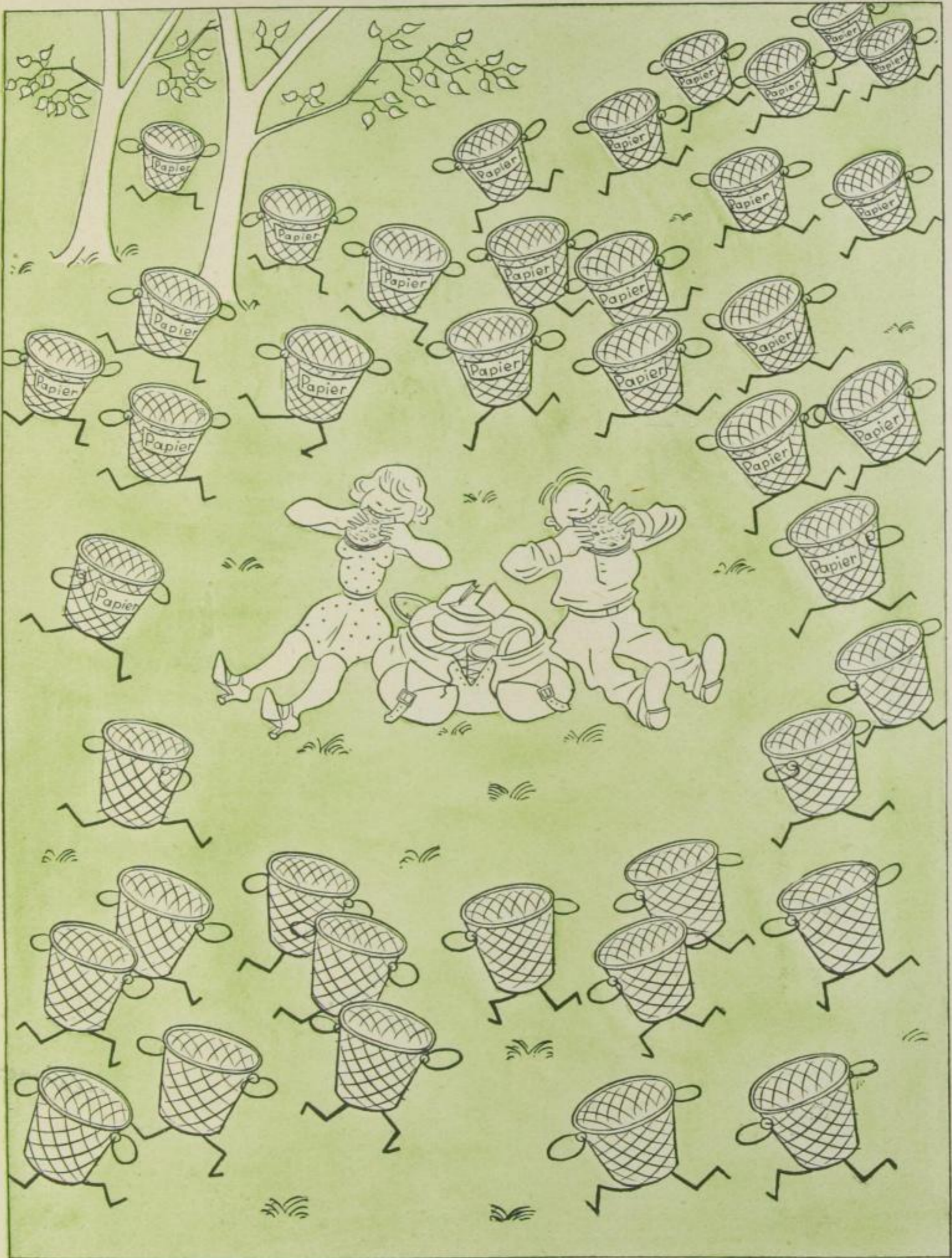
Hermann Hesse



Im März,
Da gruneln die Dornen am Zaun,
Im März,
Da fängt der Fuchs an zu rauhn.
Im März,
Über Deutschlands Äckern und Aun,
Da fliegt durch Wolken und Licht und Sturm
eine erste Schwalbe von Turm zu Turm:
wird Frühling? —

Richard Dehmel





Vorfrühling!
Das erste Stullenpapier ist da!
Zeichnung von Horst von Moellendorf

„... Bilder hab ich von mir ...!“

Zehn Jahre Fotografien aus dem
Leben einer schönen Frau ...



Ein Leben beginnt auf der fotografischen Platte:
Aufnahme von Frau L. als sechzehnjähriges junges Mädchen.

Ein
fotografischer
Scherz

Aufgenommen
von
Karl Schenker

*

Wenn es keine Foto-
grafien gäbe, so
müßte man sie für die
Frauen erfinden. Niemand
versteht es besser, dem
eigentlichen Wesen der Frau
Erfüllung zu verschaffen,
sie zu verwandeln, eine
andere aus ihr zu machen,
und wenn es auch nur auf
einige Sekunden wäre. Wie
hieß es in den ersten Jahren



Frau L. als Siebzehnjährige
Wichtig war es damals, die Frau
nicht möglichst jung, sondern
erwachsen und damenhaft
zu zeigen.



Neunzehn!

Noch ahnt Frau L. als junges Mädchen nichts von der wenige Jahre später einsetzenden Nacktkultur. Die Aufnahme war höchst gewagt und erregte die Entrüstung der Eltern sowie der ganzen Verwandtschaft.

schüchterner Bildniskunst? „Bitte, recht freundlich!“ Mit der Zeit kam man auf die Idee, auch „Bitte, recht traurig!“ zu sagen oder „Bitte, recht sehnsuchtsvoll!“ Aber erst der modernen Gilde



Blütenzweige

Frau L. mit 18 Jahren in einer damals expressionistisch genannten Manier aufgenommen.



Eine Aufnahme, die Frau L.
nur ungern zur Veröffentlichung
hergab,
weil sie so vulgär wirkt.
Aufnahme aus dem Jahre 1922.

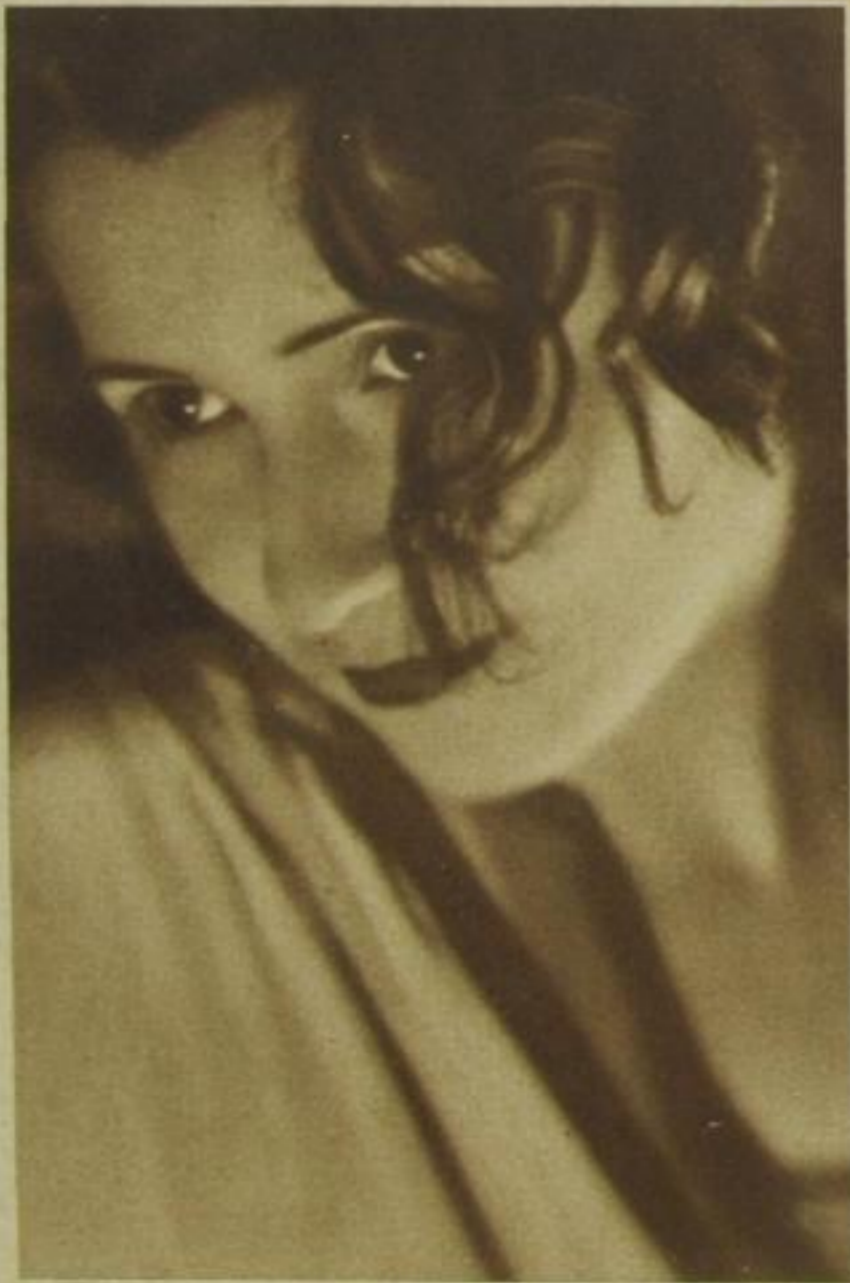
der Künstler-Fotografen gelang es, das Rätsel Frau sichtbar zu machen, Zwischenwesen auf die fotografische Platte zu bannen, die in jedem weiblichen Wesen versteckt sind.

Wenn man das Glück hat, in dem Foto-Album einer schönen Frau zu blättern, so stellt sich heraus, daß fast jedes Foto eine andere Frau darstellt, ja, daß es sogar



Rembrandt'sches Helldunkel auf der fotografischen Platte:
Spiel mit schwarzen Handschuhen.

der Stolz des Fotografen wie der Fotografierten ist, ihrem Gesicht eine „neue Seite“ abgewonnen zu haben. Das geschieht oft auf die überraschendste Weise: Die harten Gesichter werden verträumt aufgenommen, die verträumten hart. Zierliche werden in mystisches Helldunkel gesetzt und gewinnen an Dämonie. In den letzten zehn Jahren hat die fotografische Platte Orgien gefeiert.



Köpfe werden modern:
Der Fotograf fährt Frau L. einmal
durch die Haare.



Die Gilde der künstlerischen Fotografen entdeckt die
Schönheit des Halbaktes:
Frau L. wird à la Beardsley aufgenommen.



Russisch wird modern



Melancholie von unten beleuchtet . . .

Zwei Aufnahmen von Frau L. aus dem Jahre 1924.



Der Fotograf entdeckt das künstlerische Spiegelbild.



Der Sex Appeal kommt aus Amerika:
Frau L. wird immer jünger . . .

was das Porträt der Frau anbetrifft. Vor allem ging sie mit der Zeit. Die immer jünger werdende Frau wurde auf der Platte noch jünger.

Es gibt da die kleine Anekdote von

der Frau, die mit einer frischgemachten künstlerischen Aufnahme zu ihrem Gatten kam, der das Bild entzückt und etwas melancholisch betrachtete und dann sagte: „Damals hätte ich dich



1929!

Der Fotograf sucht seine Objekte auf den Künstlerbällen.
Frau L. auf dem Reimann-Ball.



Zur Erinnerung für die Enkelkinder:
Wie Großmamas schöne Hände im Jahre 1930
aussehen . . .

kennenlernen sollen!" — Merkwürdig,
die Frau wird sich nie genieren, wenn
sie auf einer solchen fotografischen Un-
redlichkeit ertappt wird, daß sie, un-
höflich gesagt, „schöner“ aussieht, als



Der Fotograf beginnt im Atelier mit einer
fünfhundertstel Sekunde zu arbeiten.
Ruhepause während der Gymnastik



... und nun ist sie ganz jung geworden:
Frau L., wie sie 1931 liebte und lebte.

sie es in Wirklichkeit ist. Ja, man kann es sogar übertreiben: die Fotografie darf in dieser Beziehung, soweit es ihr nur möglich ist, unwahr sein, um nicht das Wort „lügen“ zu benutzen, denn eigentlich „lügt“ die Platte ja nicht. Sie hat

es nur gelernt, aus einem Gesicht etwas „herauszuholen“, auch wenn sie es — grobe Retuschen nicht gerechnet — nur mit dem Licht, der simpelsten und großartigsten Kulisse der modernen Fotografie, zuwege bringt.



Rückkehr zum normalen und korrekten Porträt:
Frau Lilli Schenker, die sich freundlicherweise für diesen fotografischen Scherz zur Verfügung stellte.

WAS DIE
guten Ehemänner
UND DIE
guten Ehefrauen
ÜBER
die guten Ehen sagten

VON PAUL WIEGLER

Vielleicht ist der Sturm und Drang der problematischen und revolutionären Ehen, wie wir sie im letzten Jahrzehnt erlebten, vorüber. Vielleicht hat sich das Verhältnis der Geschlechter, soweit sie sich ehelich aneinandergekettet fanden, gebessert. Wir wissen es nicht. Es ist stiller geworden um die vielen Fragen, die die moderne Ehe mit ihren Schlagworten zeitigte. Es schimmert wie von einer neuen Grundform unter unsicher wandelnden Schritten. Noch unruhevolle Gegenwart, aber schon ruhevolle Zukunft? Wenn man Ehen aus früheren Zeiten unter der Lupe betrachtet, so zeigt sich uns die Leistung, die der Mensch vollbringen muß, um eine glückliche Ehe zu führen. Unsere Zeit neigt dazu, sich vor dieser Leistung zu drücken.

Hier sind Beispiele von Männern und Frauen, die diese Leistung vollbrachten.

„Darum segne ich ewig fort das Geschick,
das dich noch daläßt.“

So schreibt nach fast dreißigjähriger Ehe Wilhelm von Humboldt aus Königsberg, wohin er als preussischer Staatsrat gegangen ist, an seine Gattin Caroline, die mit den Kindern in Rom blieb. In einem Zeitalter der Ideen und der Ideale haben sie ihren Bund

geschlossen. Sie haben in Deutschland gelebt und gemeinsam im Ausland. Ueber Jahre hin, in denen Humboldt von seiner Tätigkeit in Regierung und Diplomatie abgerufen wird, sind sie dann getrennt. Keine Entfernung zerstört die Innigkeit ihres Gefühlsauswechs und ihres geistigen Zusammenhangs. „Ich bin viel sanfter, viel mensch-

licher geworden“, hat Humboldt an „Li“ geschrieben, als sie noch seine Braut war. „Wie bin ich überhaupt so anders, seitdem Dein Wesen in das meine verwebt ist.“ Manchmal hat es scheinen können, als irre er von ihr ab. Doch sie ist seine ewige Vertraute, mit ihrem „unerschöpflichen Schatz der Verzeihung und Versöhnung.“ Ihr, seiner Gefährtin, dankt er, daß sie ihn so geduldig getragen habe. Und er empfindet, daß er eins getan hat: sie so zu begleiten, wie es ihrer nicht unwert war. Es ist nur eine schattenhaft vorüberfliehende Sorge, die ihn dazu bringt, das Schicksal um Beständigkeit seines Glücks zu flehen: „Wenn man auf einmal aus dem Hause wegnähme, was still und unbemerkt von Dir ausgeht, so wäre auf einmal, namentlich den Kindern, wie ein zarter Hauch alle Lieblichkeit, alles Tiefe und Schöne genommen.“ Ihn und Caroline umfängt der Friede der Häuslichkeit in Berlin oder in Tegel, dem weißen Schloßchen mit den Bildwerken von weißem Marmor. Im März 1829 stirbt Caroline. Als sie nicht mehr spricht, öffnet sie ihre Augen und sieht auf Schicks Bild ihrer beiden jüngeren Töchter, Adelheid und Gabriele, dann, sich umdrehend, auf eine Kopie von Raffaels Himmelfahrt der Jungfrau aus Perugia. Im Park von Tegel setzt Humboldt ihr ein Denkmal, die schlanke Granitsäule von Thorwaldsen, die Statue der Hoffnung. Und Abend für Abend geht er unter den Wipfeln der Linden schweigend zu Caroline.

„Du bist für mich ein vollendeter Gatte gewesen.“

Die Ehe des konservativen Politikers **Benjamin Disraeli** und der verwitweten Mrs. Mary-Ann Wyndham ist so gut, wie irgendeine Ehe sein kann. Sie haben geheiratet, als er dreiunddreißig war, ein Dandy in „grünsamtnen Hosen, kanariengelber Weste, Halbschuhen mit Silberschnallen, Spitzen an den Aermeln, das Haar in Locken“, und sie eine Frau von fünfundvierzig mit einer Rente von 4000 Pfund. Sie ist

nicht klug und redet viel, was von der Gesellschaft belacht wird. Aber daß der „liebe Dizzy“ ihr Mann geworden ist, erfüllt sie mit maßlosem Stolz. Er erholt sich bei ihrer Natürlichkeit. Sie wartet auf ihn, wenn die Unterhaus-Sitzungen bis zum Morgen dauern, am Kaminfeuer oder vor dem Parlamentstor in ihrer Kutsche, mit Essen für ihn wie eine Bürgerfrau. Als er vor einer großen Debatte sich von ihr verabschiedet, klemmt sie sich an der zugeworfenen Wagentür die Hand ein; ihren Schmerz verbirgt sie, um ihn nicht zu beunruhigen. Sie wird Schloßherrin und eine alte Dame. Ihren Dizzy bewundert sie noch immer. „Die Leute finden ihn häßlich“, sagt sie. „Aber er ist es nicht, er ist schön. Ich möchte ihn den Leuten zeigen, wenn er schläft.“ Auch in der Oeffentlichkeit küßt sie ihm die Hand. Er ist Premierminister. Die Königin Viktoria, die ihn einst nicht ausstehen konnte, sendet ihr Blumen für ihn. Er bittet die Queen, Mary-Ann zur Peeress von England zu machen: so werden sie Lord und Lady Beaconsfield. Als sie an einer unheilbaren Krankheit (er hat nie davon wissen dürfen) stirbt, hinterläßt sie ihm einen Brief: „Du bist für mich ein vollendeter Gatte gewesen. Adieu, lieber Dizzy.“

„Behüt' dich Gott, du mein Stern.“

Im Dezember 1846 hat der Deichhauptmann **Otto von Bismarck-Schönhausen**, Herr auf Kniephof in Pommern, bei Herrn von Puttkamer auf Reinfeld um seine Tochter Johanna erworben. Der Brief ist religiös gestimmt und gibt eine Darstellung „meines Standpunktes zum Christentum“. Nicht gegen die Wahrheit, denn den „tollen“ Bismarck haben einige Erlebnisse und zuletzt der Tod seiner Freundin Marie von Blankenburg sehr erschüttert, aber zweifellos nach dem Sinne des Adressaten. Dennoch glaubt man in Reinfeld dem „bärtigen Ketzer“ nicht. Herr von Puttkamer ist wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen, die Mutter jammert, daß der Wolf immer die frömmsten

Schafe tresse, und der ungestüme Brautwerber lacht über das Erstaunen der hinterpommerschen „Kassuben“, von denen (so schreibt er seiner Schwester) „die, welche nicht gleich rundum überschlugen, immer noch haufenweise auf dem Rücken liegen“. Die Erwählte, Johanna, hat Bismarck bei einer Harzreise mit dem Ehepaar Blandenburg kennengelernt. Sie ist schwarzhaarig, gescheit und musikalisch, „äußerst lieblich, durch und durch ein geistreicher Student, höchst originell, mit einem tiefen, frommen Herzen.“ Ihr ist etwas bange vor dem Bräutigam, den ihre Eltern dann akzeptieren. Und an der Verlobten und in den ersten Jahren an der jungen Gattin erzieht er mit zärtlicher Laune noch herum. Aber er gehört ihr, wie sie ihm gehört: „Meine liebe Johanna, muß ich Dir nochmals sagen, daß ich Dich liebe, sans phrase, daß wir Freud und Leid miteinander teilen sollen, ich Dein Leid, Du das meine, daß wir nicht vereinigt sind, um einander nur zu zeigen und mitzuteilen, was dem andern Freude macht, sondern daß Du Dein Herz zu jeder Zeit bei mir ausschütten darfst und ich bei Dir, es mag enthalten was es wolle, daß ich Deinen Kummer, Deine Fehler, Deine Unarten, wenn Du welche hast, tragen muß und will.“ Gegenseitige Beichtväter sollen sie sich sein; und vor allem soll sie ihn ohne Kleinmut behandeln. Diese Ehe, plötzlich herbeigeführt, wird grenzenlos zuverlässig. Nicht eine Spiritusflamme, sondern, wie der Bräutigam schon gesagt hat, ein wärmendes Feuer ist sie in ihren Wirkungen. Bismarck geht nach Berlin; aber er sehnt sich nach Johanna. Er ist allein in Schönhausen; und das Verlangen, sie und die Kinder um sich zu haben, wird übermächtig in ihm: „Die öde Schlafstube, die leeren Wiegen mit den Bettchen drin, die ganze lautlose, herbstneblige Stille — es ist, als ob Ihr alle tot wäret.“ Johanna ist die Frau des Botschafters, sie steht, zierlich und streitbar, neben dem Ministerpräsidenten und schützt den „Bestgehaßten“. Mit vierzig Jahren ist sie die „alte Mama“, ihr Herz

ist geschwächt, sie hat Rheuma. Wie sie die Feinde „Ottochens“ verabscheut, ist sie empört über die Schroffheit des jungen Kaisers. Mit ihrem Mann lebt sie in Friedrichsruh und ist aufgeregt, wenn der „Kasten“ von Gästen „klappervoll“ wird. Aber auch bei Ottos Triumphen und an jedem neuen Geburtstag von ihm, der sich „wohl wieder zum Volksfest gestalten wird, mit Fackelzügen und endlos vielen Menschen“. Vier Jahre nach ihr geht Bismarck heim.

„Unendlich fehlst du mir; ich bin ein geteilter, auseinander-gespaltener Mensch.“

Die Ehe **Friedrich Hebbels**, des dreiunddreißigjährigen Dichters, mit der Schauspielerin Christine Enghaus aus Braunschweig, der Heroine des Wiener Burgtheaters, ist keine Ehe aus Leidenschaft. In schlechtem Frack, hager und blaß, ist er zu Christine gekommen. Bei seinem dritten Besuch haben sie in einem stummen Kuß sich auf Lebenszeit zusammengegeben. Er muß seine Geliebte in Hamburg, Elise Lensing, vergessen; und auch die Schauspielerin hat eine quälende Erinnerung. Aber er gesteht sich, daß „die Neigung des edlen Mädchens die einzige Rettung meiner Existenz und meiner poetischen Kraft war“. Oder mehr noch, in einem Brief an Dr. Felix Bamberg in Paris stellt er das „herrliche Weib“, das er in Christine gefunden habe, höher als alles, höher auch als Elise: „Hier verehere ich, wie ich dort verehere, und liebe, wie ich noch niemals liebte. Nehmen Sie die glühendste Gegenliebe, eine brillante Lebenssituation und die unbedingte Ergebenheit in meine Wünsche, die entschiedenste Bereitwilligkeit, mir alle Verhältnisse zu opfern, hinzu, und fragen Sie, ob ich glücklich bin.“ Christine ist so selbstlos, daß sie Elise beklagt und später auf ein Jahr zu sich ins Haus nimmt. Dankbar ist Elise von nun ab der schwesterlichen Freundin zugetan, dem „ewig klaren Stern“. Der schwer ringende, oft enttäuschte Hebbel wendet sich inniger und inniger seiner Frau zu.

In München ist er „vor Sehnsucht krank und wund“, und in die Steinwand des griechischen Tempelchens im Englischen Garten ritzt er Christines Namen. Er unterschreibt seine Briefe, so wie sie ihn nennt, „das Nux“; und sie ist „der Pinscher“, nach dem treuen Hündchen, das während der Fußwanderung seines größten Elends ihm folgte. „Ich freue mich“, bekennt er in einer seiner Notizen, „jedes Tags; das Mittagmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde ist mir immer ein Fest, und ich nähre keinen andern Wunsch mehr als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist.“ Sie haben ein Landhaus bei Gmunden, sitzen unter den Apfelbäumen, baden und grüßen den Vollmond über See und Gebirge. Morgens weint er über den ersten Laut von Weib und Kind. Er sieht in Christine „Gemüt und Seele fast verwirklicht“. Er stirbt, fünfzigjährig. Sanft entschläft er, als der Arzt sie hinausgeschickt hat. Christine wird dreiundneunzig Jahre alt.

„*Inséparables*“

Robert Schumann, der Musikstudent in Leipzig, und die Pianistin Klara Wieck, die schon mit neun Jahren den Ruhm eines Wunderkindes hatte, sind sich begegnet, als Klara fünfzehnjährig war. „Als Du mir den ersten Kuß gabst“, schreibt sie ihm, „da glaubt' ich mich einer Ohnmacht nahe, vor meinen Augen wurde es schwarz, das Licht, das Dir leuchten sollte, hielt ich kaum.“ Sie werden im September 1840 getraut, nach bedrückter Resignation Schumanns, grausamen Prüfungen für Klara, die aus dem Haus ihres Vaters gehen muß, Fernsein voneinander, Mißverständnissen, gerichtlichem Hader mit Wieck, solange Klara nicht mündig ist, und moralischer Folter. Aber nun sind sie unlöslich, zwei „*Inséparables*“ (Unzertrennlliche). Schumanns Genie entfaltet sich; das Künstlertum Klaras wird eingeengt, so sehr ordnet sie sich dem Roberts unter.

Nichts schafft er ohne sie. Als man in Leipzig erzählt, Schumann habe eine neue Sinfonie (Es-dur) hinter dem Rücken Klaras zu ihrem Geburtstag gemacht, witzelt der Fürst Reuß: „Diese Sinfonie muß er auf dem Abtritt geschrieben haben.“ Auch bei den Proben „wuselt“ (nach Hornsteins Bericht) Klara herum; sie arrangiert alles. Sie haben Kinder: „Ohne Kinder ist ja auch kein Glück.“ Klara jubelt über Roberts Phantasie und spürt nicht, daß ein Nervenverfall in ihm sich vorbereitet. „Mit tiefster Wehmut“, so sagt sie sich, „fühle ich, daß ich und die Kinder nur noch sein einziges Gut sind, und möge der Himmel geben, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, ihm in Liebe zur Seite zu stehen und ihn für Verlorenes zu entschädigen.“ Fünf Jahre danach, in Düsseldorf, sein geistiger Zusammenbruch. „Robert“, fragt Klara, „willst du deine Frau und Kinder verlassen?“ — „O könnt' ich Euch einmal sehen und sprechen“, schreibt er ihr aus der Anstalt, „aber der Weg ist doch zu weit.“ Klara Schumann ist tapfer genug, ohne ihn zu leben. Sie reist umher und konzertiert. „Sie sah“ (wieder nach Hornstein) „sehr traurig aus und sehr ermüdet.“ Aber sie lebt weiter für Robert, und so ist auch ihre Ehe, ihre vernichtete Ehe, unvergänglich.

„*Nur so könnte meine Hand von Deiner getrennt werden.*“

Elizabeth Barrett ist die Tochter eines westindischen Farmers. Sie ist gesund, bis eine Verletzung sie lähmt. Auf dem Land, in Devonshire, gibt sie, deren Hemmungslosigkeit schöpferisch wird, zwei Gedichtbücher heraus. Ihre Eltern ziehen wieder nach London. Ihre Lunge ist angegriffen. Sie liegt in verfinsterten Zimmern im Bett oder auf dem Sofa. Einer ihrer Vettern ermutigt sie, dem Lyriker Robert Browning, der sie sehr verehrt, zu schreiben. Es wird ein Briefwechsel voll schwärmerischer Reinheit daraus. Sie erklärt ihm, daß es köstlich für sie ist, an ihn als an ihren Freund zu denken. Er

bittet sie um eine Unterredung. Sie wehrt sich: „Ich bin eine Wurzel, die in den Boden und in das Dunkel gehört.“ Aber dann gestattet sie ihm den Besuch. Er sagt ihr, daß er sie liebe, in „wilden“ Worten, die sie erschrecken. Sie entreißt sich den Fesseln ihrer Krankheit und wagt Ausgänge. Ihr Arzt rät zu einer Reise nach dem Süden, nach Italien; ihr Vater, ein Despot, will diese Reise verhindern. Browning huldigt ihr als seiner Allgeliebten. Haar von ihm versteckt sie in einem Parfum-Medaillon. Ihre Schwestern Henrietta und Arabel weiht sie in ihr Geheimnis ein. Um so schlimmer ist, daß sie die Aussprache mit ihrem Vater meidet. Der Zwang drängt Browning und sie einem Entschluß zu. „Tote Hände“, das ist Elizabeths Gelöbnis, „zittern nicht mehr, und nur so könnte Deine Hand von meiner getrennt werden. Es ist Deine Hand, solange Du sie hältst, solange Du sie halten willst und sie lebendig ist.“ In der Marylebone Church lassen sie sich trauen, indes die Barretts zu einem Picknick in Richmond sind. Kaum jemand hat Elizabeths Abwesenheit in diesen Stunden entdeckt. Den Ring Brownings streift sie von ihrem Finger. Sie flüchten von London nach Southampton und von da im Paketboot nach Havre. Ueber Paris reisen sie nach Italien, nach Florenz. Fünfzehn Jahre währt die Ehe, bis zu Elizabeths Tod. Ihre wundervollen Sonette sind die Geschichte dieser Ehe und Ausdruck ihrer Ewigkeit.

„Liebendes Mädchen und liebender Jüngling.“

Karl Marx, Sohn eines Anwalts in Trier, verliebt sich in eine Freundin seiner Schwester, Jenny von Westphalen, die Tochter eines preussischen Regierungsrats. Er geht als Student nach Bonn. Als man ihn nach Berlin läßt, ist er mit Jenny, dem „schönsten Mädchen von Trier“, der „Ballkönigin“, mit Wissen seiner Eltern, aber nicht der ihren, verlobt. Sie antwortet auf seine Briefe nicht; es ist in ihr eine „ahnungsschwere Furcht“, die sein Vater,

der Justizrat Marx, an ihr beobachtet. Dann willigen die Westphalens ein. Marx dichtet für Jenny Verse, ein „Buch der Liebe“. Als sie heiraten, ist er politischer Journalist. Die Niederlage der Revolution treibt ihn und seine Familie nach London. Marx kann die Miete für eine möblierte Wohnung nicht zahlen. Nach Edgar stirbt Heinrich, das vierte Kind; Gerichtsbeamte pfänden auch die Wiege. „Ich lag“, so schreibt Jenny, „auf der flachen Erde, mit meinen frierenden Kindern, mit meiner wehen Brust.“ In einer deutschen Herberge kamen die Auswanderer unter, dann in zwei Zimmern in dem Proletarierviertel Soho. Aber Marx geht mit Jenny, den Arm um ihre Taille, auf und ab, und sie singen Goethes „Maidied“. Ein fünftes Kind stirbt; ein französischer Flüchtling borgt ihnen zwei Pfund Sterling für den kleinen Sarg. Marx übersiedelt nach Grafton Terrace, in die Vorstadt. Niemand borgt ihnen, auch Metzger und Bäcker nicht. Marx denkt schon daran, England zu verlassen. Sie wohnen in Maitland Park Road, unter alten Bäumen. Marx ist häufig und Wochen hindurch leidend, Jenny tödlich krank. „Nie werde ich“, hat Eleanor, die letztgeborene Tochter, erzählt, „den Morgen vergessen, an welchem er sich stark genug fühlte, in Mütterchens Stube zu gehen. Sie waren zusammen wieder jung, sie ein liebendes Mädchen und er ein liebender Jüngling.“ Ein Jahr danach ist Jenny nicht mehr.

„Wir haben alles gemeinsam gefunden.“

Marie Sklodowska, die Tochter eines Gymnasiallehrers in Warschau, ist Gouvernante in einer russischen Adelsfamilie. Sie hat teil an der revolutionären Bewegung, wird denunziert und flieht in Verkleidung nach Paris. Sie hat nur noch 50 Franken, wohnt in einer Dachkammer, mit einer Matratze und einem Stuhl als einzigem Mobiliar, und lebt von Schwarzbrot, das sie in Milch taucht. Sie ist klein und fahl, die braune Färbung ihres Haares

ist erloschen. Im Laboratorium des Chemikers Lippmann heizt sie den Ofen und reinigt sie Flaschen. Lippmann befördert die Handlangerin zu seiner Schülerin. Mit dem jungen **Pierre Curie** arbeitet sie bei ihm und bei Becquerel. Sie heiraten, als sie 500 Franken besitzen. Für 400 kaufen sie zwei Fahrräder, mit denen sie ihre Freunde in der Umgebung von Paris besuchen. Marie ist es, die Curie auf die radioaktiven Erscheinungen hinlenkt. Aber sie sagt: „Wir haben alles gemeinsam gefunden.“ Beide zusammen erhalten sie für das Radium den Nobelpreis. Zwei Töchter werden den Curies geboren, Irene und Eva. Irene ist neunjährig, als ihr Vater an einem regnerischen Aprilmorgen in der Rue Dauphine ausgleitet und von einem Lastwagen niedergeworfen wird. Tot wird er nach seinem bescheidenen Häuschen, draußen am Boulevard Kellermann, bei der Festungslinie, transportiert. Die Witwe arbeitet unbeugsam weiter. Sie hat nun die Lehrkanzel Curies an der Sorbonne. Ein zweites Mal bekommt sie den Nobelpreis. Sie ist so abgekehrt in ihrer Strenge, ihrer ärmlichen Lebensführung, daß der Klatsch einer Sensationsaffäre sich auf ihre Einsamkeit stürzt. Starr, eine Asketin in freudlosem Schwarz, mit schärfsten Brillengläsern, widmet sie sich den für ihre Augen mörderischen Lichtexperimenten. Irene ist ihre Präparantin. Auf dem Friedhof in Sceaux ist Curies Grab.

... und noch eine Frau, die verstummt ist

Nadeschda Konstantinowna Krupskaja, Angestellte der Eisenbahnverwaltung in Petersburg und Lehrerin an einer Sonntagabendschule, hört in einem Zirkel Wladimir Iljitsch Uljanow eine Broschüre verlesen. Er nennt sich **Lenin**. Zuerst weiß sie nur, er sei von der Wolga hergekommen. Dann erfährt sie, daß er der Bruder des wegen eines

Bombenanschlags auf Alexander III. gehängten Studenten Alexander Uljanow ist. Aus der Schweiz schmuggelt er in einem Koffer mit doppeltem Boden revolutionäre Literatur ein. Eine im Adreßbüro der Polizei beschäftigte Kusine Nadeschdas meldet, daß man nach ihm fahndet. Er wird festgenommen; dann auch Nadeschda. Als seine Braut folgt sie ihm, wie er zu Sibirien verurteilt wird, in ein Dorf des Gouvernements Ufa. Sie mieten ein Häuschen mit Gemüsegarten und werden ein Ehepaar. Die Zeit der Verbannung rinnt für Uljanow ab, noch nicht für Nadeschda. Dann sucht sie ihn im Ausland, in Prag und in München. Er nennt sich Meyer und haust bei einem sozialdemokratischen Münchner Bierwirt. Für sich und Nadeschda besorgt er Pässe auf die Namen eines Bulgaren Dr. Jordanow und dessen Frau Maritza. So leben sie in Schwabing. Dann lassen sie sich ohne Dokumente, als Dr. Richter und Gattin, in London nieder, und dann in Genf. Im August 1914 wird Lenin, der neun Jahre vorher die Barrikadenkämpfe in Moskau organisiert hat, in einem galizischen Dorf wegen seiner rastlosen Spaziergänge am Bahndamm von der österreichischen Gendarmerie verhaftet. Freigelassen, fährt er nach Zürich; und in allen Konventikeln sitzt Nadeschda neben ihm. Sie wohnen in der Spiegelgasse; ein Holztisch, zwei Sessel, zwei Betten, eine Nähmaschine. November 1917: Lenin, der Diktator, noch in Bergschuhen und einer Züricher Hose, gebietet im Kreml. Er speist mit Nadeschda: Tee, Schwarzbrot, Butter, Käse. In Moskau wird er bei einem Attentat verwundet; drei Wochen ängstigt sich Nadeschda um ihn. Januar 1924: der Diktator Lenin stirbt. Die Krupskaja, die mit ihrem glatt zurückgekämmten Haar wie eine abgehetzte Arbeiterfrau aussieht, steht stumm unter der wogenden Menge vor dem Lenin-Mausoleum, dem barbarischen Bau an der roten Kremlmauer.



Helldunkel
Porträtstudie von Moral



Der Urbaß

Eine Sage geht, daß der Urmensch das Urtier durch den Urbaß auf die Knie zwang.

Ballade vom tiefen Baß

Er ist ein faules und unaufmerksames Kind in der Schule. Wenn der Lehrer ihn fragt, lacht die ganze Klasse über seine plumpe, riesige Stimme, die die Kreide in Staub von der Tafel fallen läßt. „Was wirst du werden, wenn du einmal groß bist?“ fragt der Lehrer. Wie wäre es einem Kind denn erlaubt, etwa zu antworten: „Ich werde ein tiefer Baß werden!“

Er ist die Verzweiflung der Familie. Er blickt um sich mit gelangweilten Augen, den Augen eines Ausgestoßenen. Seine Eltern werden sich daran noch erinnern, wenn er einmal alt und ganz brav ist.

★

Geboren, Bärte zu tragen, ausschweifende Bärte, so treten die jungen tiefen Bässe mit ihren herkulischen

Baß

Naturgeschichte einer Männerstimme

Von Orio Vergani

Zeichnungen von Fritz Eichenberg



Einige besonders tiefe Baßtöne



Ein glücklicher Knabe!

Einen großen Vorteil hatte in unserer Klasse der Junge mit der Baßstimme; nicht nur die ganze Klasse, auch der Lehrer lachte jedesmal, und die Kreide rieselte von der Wandtafel herunter

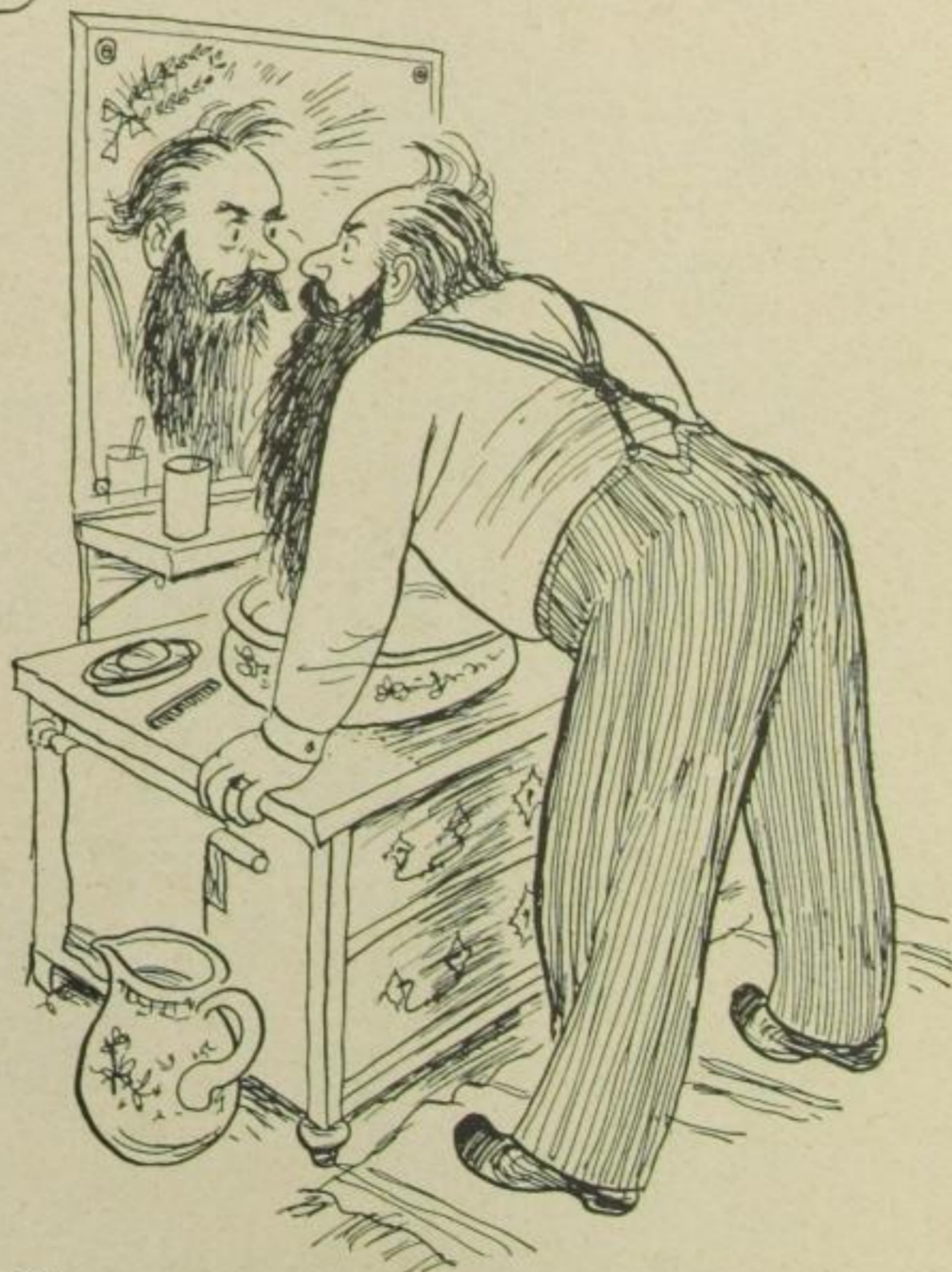
Schultern aus dem Laden des Theaterfrisörs, lange, weiche Pakete in der Hand, darin ist der Bart des Debüts, ein schöner „Typ Ramses II.“. Nun gehen sie in ihr Hotel, in das kleine Zimmer, wo der Geruch der vielen Unbekannten stockt, und werden das erstemal ganz allein zu singen probieren mit dem riesigen, dunkeln, angeklebten Bart am Kinn.

Alles um sie ist unproportioniert. Sie leben außerhalb von Raum und Zeit wie die letzten Exemplare der vorsintfluthlichen Fauna. Ihre Stimme hat historische Schwingungen und

scheint sich ständig, auch wenn die Bühne wechselt, in der Luft uralter Gezeiten zu bewegen, da Wort und Schrei des Menschen das Krachen und Donnern der Welt übertönen mußte, die in Bau war, da von Erdbeben, Blitzen und Wassersturz die große Werkstatt der Erde widerhallte. Damals, struppig und finster, den Takt mit der Keule schlagend, verließ der Mensch seine Höhlen, ein paar Silben des Befehls oder des Jähzorns auszustoßen. Seine Stimme hatte von der Stimme des Allerhöchsten gelernt, von jener, die da sprach: „Es werde Licht!“

*

Erbe einer prähistorischen Stimme, hat sich der tiefe Baß nur mit Mühe daran gewöhnen können, zwischen den Mauern des Mittelalters zu sprechen, unter den schwarzen, gotischen Ge-



Ohne einen Umhängebart klingen Baßstimmen nicht tief genug



Die richtige tiefe Bass-Stimme hat die Eigenschaft, den Damen mehrmals den Rücken hinunterzulaufen.

wölben, gestützt mit der einen Hand an die Gruft. Bei seinem Gesang tritt der Mond zwischen den Wolken hervor, die die Farbe der Tinte haben, stiehlt sich heimlich durch ein kleines Fenster und malt geheimnisvolle Flecken auf das verehrungswürdige weiße Haar des Sängers, der trotz seines hohen Alters über die Lungen eines Stiers verfügt und über ein unzerbrechliches Stimmzäpfchen aus Bronze. Ein Geruch von Schimmel, ein tödlicher Atem von Geheimnissen, ein stinkender Hauch von Gräbern, ein Geschmack nach Ketten und Eisen und das angstvolle Dunkel von Falltüren hebt sich von seiner drohenden und beschwörenden Stimme. Die Einsamkeit und die nächtliche Stunde verführen ihn zu unbedachten Geständnissen, und die Welle von Gewissensbissen und die Sehnsucht nach der nun ach so fernen Jugend trägt ihn fort zu Grabesklagen und tränen-seligen Gesängen.

An diesem Punkt hält sogar das Orchester den Atem an, damit der seltsame Greis seine berühmte und gefährliche Uebung vollbringen kann, jene musikalische Figur, die ihm und seinesgleichen seit Jahrhunderten gestattet, die sensationellen tiefen Noten hervorzuholen, die in dem tiefen Sack seines Magens in Reserve gehalten wurden. Alle vermeiden es, in diesem Augenblick ihn zu stören und zu zerstreuen. Die Abonnenten im Parkett halten die Seiten des Programms zwischen den Fingerspitzen, der Bühnenarbeiter geht hinten über die Bühne auf Fußspitzen; die Gattin oben auf der Galerie senkt ihren Blick und



Immer wieder eine Sensation: Bei den letzten Tönen des Basses läuft auch die Garderobenfrau an die Logentür, um mit innerem Schauer den tiefsten Ton zu erwischen.

will nichts sehen. Ueber dem Theater liegt ein düsteres Schweigen, der Vorbote der Katastrophen.

Und dann fällt die Stimme, fällt; fällt mit der Artikulierung eines letzten Willens. Das Auge des tiefen Basses hat die Starrheit eines Erstickenden unter seiner falschen, angestrichenen Braue, während in der Pupille schon, voll Wohlgefallen, ein Blitz von Eitelkeit aufzuckt. In dem lauen Saal tropfen die großen Münzen der Brusttöne, schwer und voll wie das Geld der Spartaner. Ihr Rollen trifft die wogenden Dekolletés der Damen, klingt lange wider in den Höhlungen der Logen so wie das Echo des Meeres in der Muschel, steigt bis hinunter, um das Herz des Schutzmannes erbeben zu machen, der heute Dienst hat. Die Verkäuferinnen draußen im Vestibül wissen nach diesem Grabeston, daß sich der Akt zu Ende neigt, sie ordnen auf ihren Platten die grünen und violetten Säckchen mit Pralinen.

Der Applaus, der losbricht, fischt den Sänger aus der Tiefe seines Bergwerks hervor und zieht ihn an die Rampe, noch atemlos von der schwindelerregenden Wiederkehr ans Licht. Es keucht unter dem Sammet und den Metallplatten seiner Rüstung der riesige Brustkorb des ehrenwerten Arbeiters. Der Bart — berührte man ihn — gäbe noch einen tiefen Ton von sich, so wie das Fell der Katzen von Elektrizität knistert an den Abenden des Gewitters.

★

Manchmal auch nimmt er das Kleid der Priester, und dann erreicht er augenblicklich die höchsten Stellen in der kirchlichen Hierarchie. Tage einer ge-

wissen Selbstzufriedenheit für alle die, die schon von Natur aus mit einem autoritativen Aussehen und einem besonderen Hang für majestätisches Auftreten begabt sind. Seine Religion ist bis auf wenige Ausnahmen unbestimmt. Er glaubt von ungefähr an eine kriegerische und rachsüchtige Gottheit, an störrische Dämonen, ein Verteiler von Schwertern und Verwünschungen. Einmal ist er auch ein glühender Anbeter des Mondes, jenes Gestirns, das dramatisch ist wie kein anderes. Er fleht zu ihm mit süßen, transparenten Beschwörungsformeln, umgeben von einer Gruppe von Charakterdarstellern als Druiden, und im Silberlicht ist sein Gesang weich wie der Flügel des Uhu. Wenn er schon nicht der „Oberpriester“ ist, so ist er wenigstens der „hohe“ Priester, der Mann mit dem strengen Blick, der niemals aus der Fassung kommt. Die Verliebten geben sich Rendezvous in der Nähe seiner Abtei, zwischen den Felsen der Einsiedler. Wütende Händel brechen knapp vor der heiligen Höhle aus. Schwerter blitzen, und Nonnen mit der schönen Stimme der Soprane liegen im Sterben. Das ist so

der gewöhnliche Zeitvertreib des Klosters, wo der tiefe Baß Prior ist.

Schließlich ist es bekannt, daß er es sich manchmal nicht versagen kann, die drei Gelübde, ohne darüber mit irgendwem zu sprechen, ganz zu vergessen, und, als Gipfel der Sünde, zu der alten scheußlichen Leidenschaft zurückkehrt, den Teufel zu spielen, sei es auch nur darum, um am Ende der Oper die unüberwindliche Größe Gott des Herrn zu demonstrieren.

Fortsetzung auf Seite 108



Der Kummer des großen Bassisten:

Er ist im Himmel nicht so populär wie ein Tenor.



Detektive bei der Arbeit
Aufnahme Steichen

Copyright Condé Nast, New York
„Ed. Arts et Métiers Graphiques“



Sammlung Schneider

Der Geburtstag des Gretchen auf dem Theater

Am 19. Januar 1829 stand Gretchen in Braunschweig unter dem Direktor Klingemann zum erstenmal auf einer regulären Bühne. Die Kritik nannte Madame Schütz, das Gretchen, „ein liebliches Gebilde voll Anmut und Innigkeit“.

Gretchen

Die schönste deutsche Frauengestalt

Von Julius Bab

Es ist merkwürdig: wenn man nicht gerade die Philosophen, sondern das Volk, oder doch wenigstens die breite Schicht der bürgerlich Gebildeten, um seine Meinung fragt, dann ist Faust ein Repräsentant des Menschen über-

haupt; aber Gretchen, diese Gestalt, die Goethes Phantasie erst hinzu erfand, als er den sagenhaften Doktor Faust zu seinem Gleichnis machte — Gretchen ist das deutsche Mädchen. Das deutsche! „Ein Gretchen“, sagen die Franzosen



Die Mutter von Felix Dahn als Gretchen

Sie spielte als Demoiselle Le Gaye das erste Gretchen in Hamburg auf der Bühne des Stadt-Theaters.

und meinen damit eine typische junge Deutsche. Daß sie blond ist, mit blauen Augen und langen Zöpfen, das gehört wohl dazu. Aber daß sie, schlichten Geistes und starken Gefühls, ganz in

den Traditionen ihres Standes lebt, und daß die Liebe zu einem fremdartig freien, großartigen Mann sie doch mit reiner und voller Leidenschaft fassen und sie ganz aus ihrer Bahn bringen



Fot. Becker-Mass

Zwei berühmte Gretchen von
Max Reinhardt

Helene Thimig in Reinhardts erster
Urfaust-Inszenierung im Deutschen
Theater in Berlin

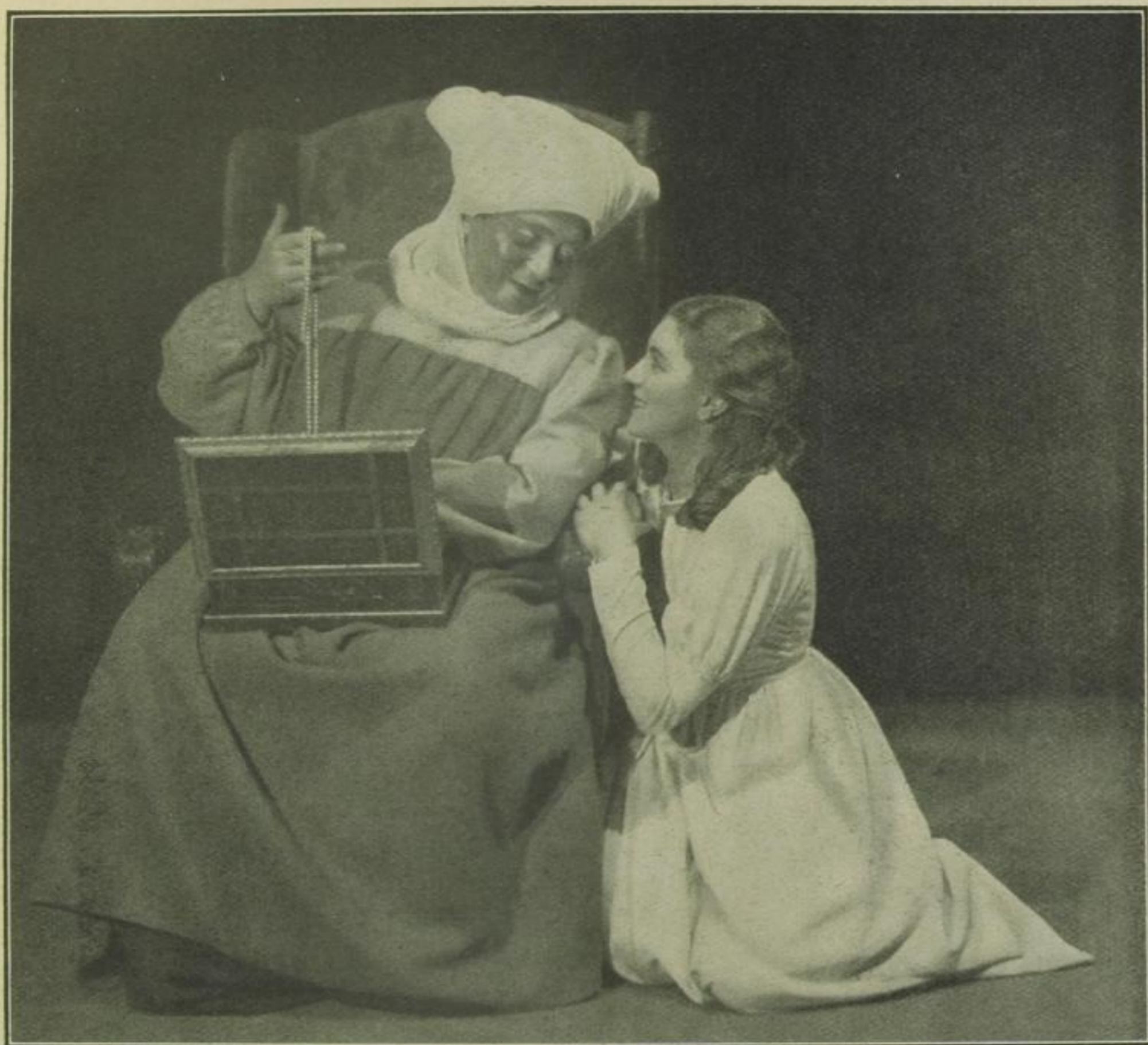
kann, das ist ja wohl die Hauptsache. Wenn es auch wahr bleibt, daß dieses Mädchen in seinen körperlichen Grundzügen in Deutschland häufiger anzutreffen ist als anderwärts, so kenne ich doch Vollblutfranzösinnen, die nicht nur blond und blauäugig sind, sondern auch die entscheidenden Charaktereigenschaften haben, die man dem Gretchen nachsagt.

Gibt es irgendeinen Typ, der sich von der modernen Frau, vom zeitgemäßen jungen Mädchen, wie wir es auch in Deutschland

kennen, radikaler unterscheidet als Gretchen?! Was da in Berlin heranwächst, selbständig, ziemlich traditionslos und scheinbar ganz unsentimental, diese junge Generation ist ja wohl das volle Gegenteil von Gretchen! Sind also die Tage vorbei, wo Gretchen eine wichtige repräsentative Gestalt für das junge Mädchen,



Das unvergeßliche Gretchen, das Lucie Hösllich hieß.



Fot. F. Heyden

Ein berühmtes Münchener Gretchen der Gegenwart
Käthe Gold als Gretchen mit Frau Marte in gemeinsamer Bewunderung des Schmuckes . . .

zumal in Deutschland, sein konnte? — Es ist wohl, auch rein äußerlich betrachtet, nicht so schlimm, wie es scheint. Diese Auflösung der bürgerlichen Tradition hat doch bisher nur die Großstädter ergriffen. Selbst der Bubikopf ist fünfzig Kilometer von Berlin schon eine auffallende und seltene Erscheinung. In Rathenow und Angermünde, in Küstrin und in Kottbus gibt es noch Zöpfe und gibt es noch Gretchen. Und in allem Ernst gesprochen: es ist durchaus nicht sicher, ob nicht, ehe die antibürgerliche Bewegung in alle fernen

kleinen Winkel des Landes vorgedrungen ist, schon die rückläufige Welle eingesetzt hat, die das Wesen der Familie wieder zur Macht bringt und damit einen Mädchentypus, der in vielem wieder Züge der Gretchen-Gestalt aufweist. Diese Möglichkeit aber scheint gerade deshalb gegeben, weil die Gretchen-Gestalt ja nur in Form und äußerer Erscheinung von der bürgerlichen Kultur bedingt ist, und weil in ihrem innersten Wesen etwas wie das weibliche Wesen an sich waltet. Mit der Kraft deutscher Worte verkündet und mit einer vielleicht



Die Tragödin Julie Gley-Rettich,
das erste Gretchen in Dresden und Wien

Ein berühmter Bühnentrupp für Gretchens Zimmer
Zehn Jahre vor der ersten richtigen Theater-Aufführung des Faust
gab es in Schloß Monbijou in Berlin eine Theater-Aufführung,
zu der Fürst Anton Radziwill die Musik komponiert hatte, und zu
der Ferdinand Radziwill diese Zeichnung von Gretchens Zimmer an-
fertigte. Der Maler Biermann zeichnete später die Gretchenfigur hinein.
Diese Zeichnung diente Schinkel und Seydelmann als Vorlage bei
der ersten öffentlichen Aufführung des Faust am Berliner Hoftheater.

doch charakteristisch deutschen Innigkeit ge-
fühlt, so daß die Welt uns die Ehre antut,
dieses Geschöpf, das am Ende vom Wesen jeder
Frau in jedem Volk, in jeder Zeit, in jeder
Klasse Erschütterndes aufweist, ein spezifisch
deutsches Mädchen zu nennen! Es gibt ein
Sonett von Friedrich Hebbel, das folgender-
maßen beginnt:



Dem Weibe ist ein schönes
Los beschieden,
Was sie auch hat, sie hat es
ganz und immer,
Sie freut sich an des fernsten
Sternes Schimmer,
Allein sie schließt sich ab
im klaren Frieden.

Der Mann wird nie so sehr
vom Glück gemieden,
Als er es meidet, denn er
faßt es nimmer,
Gleichgültig, wird es besser,
wird es schlimmer,
Er hört nicht auf, das Dasein
anzuschmieden.



Sammlung
Humboldt

Gretchen auf der englischen Bühne
Bildnis einer unbekannteren englischen Darstellerin des
Gretchen von der berühmtesten Fotografin Julia Cameron.

Diese Verse sind
überschrieben „Mann
und Weib“. Aber
konnten sie nicht ge-
nau so gut „Faust
und Gretchen“ hei-
ßen? Und spürt man
nicht daran, wie voll-
kommen der ewige
und in der letzten
Tiefe durch gar keine
soziale Veränderung
zu bedingende Unter-
schied der Geschlech-
ter mit Faust und
Gretchen gestaltet
ist? — Der Unter-
schied und damit
auch alle Tragik der
Begegnung! Darum
ist auch diese schönste
Begegnung zweier
Menschen von vorn-

Marie Seebach als Gretchen

Sie begründete als unbekannteste junge Schauspielerin ihren Ruhm mit
der Gestalt des Gretchen im Jahre 1804 bei einer von Dingelstedt
im Münchener Hoftheater veranstalteten Musteraufführung. Viele
Jahre stand ganz Deutschland im Banne ihrer Gretchengestalt.

herein zum Untergang bestimmt. Auch im höchsten Gefühl ist keine „Ewigkeit“, und es geschieht, was Faust schon im Augenblick der ersten Erfüllung empfindet:

„Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!

Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein.“

Gretchen am Spinnrad, Gretchen vor dem Muttergottesbild, Gretchen im Kerker — das ist nun seit hundert Jahren der höchste Proberstein schauspielerischen Talents in Deutschland. Und da der Schauspieler ja nichts anderes ist als ein charakteristisches Mitglied des Publikums, so beweist grade das, wie tief die Gretchen-Gestalt im deutschen Publikum lebt. Aber freilich arbeiten die großen Darstellungen auch seit hundert Jahren daran, dies Erlebnis wachzuhalten und zu vertiefen. Schon bei der ersten Privat-aufführung von Faust-Szenen vor der Berliner Hofgesellschaft 1820 spielte eine große Schauspielerin, Auguste Stich-Grelinger, das Gretchen. Und seit dann am 18. Januar 1829 in Braunschweig der „Faust“ zum erstenmal (mit dem Ehepaar Schütz) auf eine richtige Bühne kam, hörte die Kette von Schauspielerinnen nicht mehr auf, die die reinste und höchste Entfaltung ihres Wesens in der Darstellung

der Goetheschen Gestalt fand. Ob der Knabe Goethe wirklich schon in Frankfurter Jugendtagen das Mädchen geliebt hat, das er in „Dichtung und Wahrheit“ dann Gretchen nennt, oder ob er hier nachträglich einen biographischen Untergrund zu seiner berühmtesten Gestalt gedichtet hat, das ist wohl nie auszumachen. Aber daß die elsässische Pfarrerstochter Friederike Brion von Sesenheim in Goethe all die erschütternden Erkenntnisse wachgerufen hat, die in der Gretchen-Gestalt höchste Form gewannen, das ist gewiß. Goethe verließ Friederike Brion und schrieb davon selbst: „Ich verließ sie in einem Augenblick,

in dem es ihr fast das Leben kostete.“ Er hat zwei Menschenalter lang sie so vor sich gesehen: „Alles ist Finsternis um sie her. Keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung; denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte.“ Mit dem Gespenst dieser Schuld (die doch keine Schuld des Leichtsinns, sondern schicksalhafter Notwendigkeit war) hat Goethe zwei Menschenalter lang gerungen. Immer wieder tauchte es mit furchtbar erschütternder Kraft mahnend und treibend in seinem Leben auf. Und erst im Achtzigjährigen reift völlig die Erkenntnis, daß auch dies notwendig und somit gut war.



Eine der hinreißendsten Gretchengestalten
auf der Opernbühne:

Geraldine Farrar in der Wahnsinns-Szene von
Gounods Oper „Margarethe“.

Sammlung Handke

Schicksal eines „Ehemaligen“

Der zweite Artikel unserer Artikelreihe „So lebt der Mensch in Rußland“

von

William C. White

Wir setzen hier die im Februarheft des „Uhu“ begonnenen Schilderungen von dem Amerikaner William C. White über das Privatleben der heutigen Sowjetrussen fort. In diesen Schilderungen, die nur den privaten Existenzen nachgehen und sich von den üblichen Darstellungen der „Masse Mensch“ in Rußland ganz fernhalten, ist häufiger von den „Ehemaligen“ die Rede. So werden von den Kommunisten diejenigen Russen genannt, die im zaristischen Rußland zu der besitzenden Bürger- oder Mittelschicht gehört haben. Ein Teil von ihnen möchte sich gern in die neue Ordnung einfügen und bekennt sich durchaus zum heutigen Sowjet-Rußland — trotzdem begegnet man ihnen mit Mißtrauen, und sie treffen überall auf Geringschätzung und Widerstand. Eine andere Gruppe von Ehemaligen kann ihre überlieferte Vorstellungswelt der heutigen Wirklichkeit nicht preisgeben und ist so oder so zum Untergang verurteilt. Von einem solchen Schicksal berichten wir heute. Im nächsten „Uhu“ beenden wir diese Schilderungen mit einem Artikel: „Junge Leute zwischen 18 und 24“.

Dmitri Petrovitsch verurteilte die Revolution nicht, weil sie seinem bequemen Leben ein Ende machte. Er haßte sie, denn sie bedeutete sein Ende als Persönlichkeit. Bis zur Revolution war er Kommandeur der Garde zu Pferde von Poltava gewesen, mit einer miserablen Pension verabschiedet. Im ganzen heiligen Rußland gab es nur einen solchen Kommandeur, und das war er, Dmitri Petrovitsch Krasov. Diese Stellung genügte ihm, aber die Revolution beseitigte sie — und mit ihr seine Pension. Diese Stellung hatte ihm Ansehen unter seinen Freunden verschafft, wenn auch kein hohes. Seine Freunde

waren Generäle und hochnäsige Staatsbeamte. Sie hatten Ränge und Würden, er hatte den Stolz.

Dmitri nahm die Revolution hin, wie sie kam; er war sicher, daß er sich über Wasser halten würde. Körperlich kam er ohne Schaden davon. Natürlich „saß“ er einige Monate im Gefängnis wie alle die Generäle und Staatsbeamten — jetzt ihrer Würden beraubt. In Wirklichkeit war es die völlige Bedeutungslosigkeit seiner Stelle, die ihn rettete, obgleich er es niemals so ansah. Im Gefängnis wurde viel geredet vom Ende der Revolution. Wenn das geschwächte Rußland nicht die bolschewistischen Lum-

pen — die Svolotschi — abschütteln konnte, würde fremde Hilfe kommen, von England, von Frankreich, vielleicht sogar von Amerika. Die Amerikaner! Er hatte einen Bruder in Amerika, seit Jahren vergessen. Könnte Boris zurückkehren, seinem Mutterlande zu helfen? Es war töricht, daran zu denken — Boris mußte bald sechzig sein. Er hatte seine jungen Tage mit leichtsinnigen Liebschaften zugebracht. Ein Skandal in St. Petersburg konnte nicht totgeschwiegen werden, und Boris floh nach Amerika. Auf sein Versprechen hin, dort zu bleiben und der Familie niemals zu schreiben, schickte man ihm eine jährliche Rente. Er hielt sein Versprechen, und niemand hatte je wieder etwas von ihm gehört.

„Hier ist ein Gegenstand zum Philosophieren“, sagte Dmitri zu sich selber. Er saß auf einer Bank und kratzte sich. „Ich, der gerechte Sohn, sitze im Butirka-Gefängnis, esse Heringssuppe, einmal täglich, die Farbe wie die Augen eines toten Fischers. Boris ist in Amerika, vielleicht reich, sicherlich kein Unschuldengel. Ob er wohl je gehört hat von dem Ruhme, den ich in unsere Familie gebracht habe, als ich Kommandeur der Garde zu Pferde von Poltava wurde?“

Während des Bürgerkrieges fand Dmitri eine Anstellung in der Abteilung für Erziehungswesen. Sie war angenehm, wenig Arbeit, und er brauchte nicht zu all den ermüdenden Sitzungen zu gehen und alle die aufgeblasenen Reden über das „Neue Rußland“ anzuhören, lauter Unsinn und bald verweht. Er lebte in einem Zimmer mit einem Hauptmann Semanov, einem alten Bekannten, ehemaligen Offizier in der Infanterie. Sie stritten sich dauernd.

„Wir hätten nicht diesen kommunistischen Blödsinn“, sagte Dmitri, „wenn wir 1914 vor Marienburg mehr Kavallerie verwandt hätten. Sie hätte sich durchgehauen und Deutschland wäre geschlagen worden.“

„Unsinn“, sagte der Hauptmann. „eine Revolution war unvermeidlich.“ Im Zarenreich hatte man ihm Liberalis-

mus nachgesagt. „Aber nicht diese Revolution!“

Dmitri wollte die Unterhaltung nicht auf die Revolution bringen. „Haben Sie jemals die Garde zu Pferde von Poltava gesehen, mein Regiment?“ fragte er kindlich, aber zum hundertsten Male.

„Nein, ich habe mich niemals für die Kavallerie begeistert. Aber unsere Infanterie —“

Hier verzog sich Dmitri jedesmal, um Tee zu bereiten.

Im Kreise der „Ehemaligen“ wurde Dmitri zuerst mit seinem Titel angeredet. Er erzählte Geschichten aus seiner Dienstzeit, aber er merkte bald, daß seine Erzählungen verdrängt wurden von Beratungen, was zu tun, woher Geld zu beschaffen, wer im Gefängnis sei, wie aus dem Lande herauszukommen.

„Warum sollen wir uns sorgen?“ fragte er einmal seine Freunde. „Es wird bald vorübergehen; dann werden wir dem Großfürsten einen Empfang bereiten. Demonstrationen und Paraden wird es geben! Haben Sie jemals die Garde zu Pferde von Poltava bei der Parade gesehen?“

Der alte Kupfer, ein ehemaliger Fabrikbesitzer, hörte zu. Seine Finger zuckten am Teeglase, das er hielt und er brach aus: „Dummkopf, Parade? — Sag mal, hast du Geld?“ „Ja, dreißig Rubel.“

„Das ist wenig. Was geschieht, wenn das weg ist und du deine Anstellung im Kommissariat für Erziehungswesen verlierst?“

„Aber“, stotterte Dmitri, „ich hatte eine hohe Stellung in der Armee —“

„Was hilft dir das? Dummkopf, alter Narr, die Revolution hat uns alles genommen, alles, auch unsere Vergangenheit. Unser Leben ist wie ein schöner Tag, den ein Sturm am Abend wegfeht, ohne Sonnenuntergang. Was haben wir morgen zu essen?“

Niemand antwortete, denn Kupfer sprach immer so. Dmitri stand auf, zog seinen Rock an und knöpfte seine drei Messingknöpfe. Es war sein Dienstro-

„Und dieser Rock“, sagte Kupfer, „du solltest ihn lieber färben oder sie werden dich als einen Gegenrevolutionär einstecken. Und dazu mit diesen Knöpfen! Erst gestern hörte ich sagen, sie hätten einen eingesteckt . . .“ seine Stimme sank. Dmitri machte eine steife Verbeugung und ging.

Die Abende waren lang, und weder Herzlichkeit noch Gastfreundschaft waren zu finden. Dmitri war sich selbst überlassen. Da kam ihm der Gedanke, ein Buch zu schreiben. Es sollte etwas Wertvolles sein, ein Beitrag der Vergangenheit für die Zukunft . . . Sogleich setzte er seinen Gedanken in die Tat um. Er knöpfte den letzten Knopf an seinem Mantel und ging, ein Heft zu kaufen. Lächelnd kehrte er zurück. „Die Geschichte der Garde zu Pferde von Poltava“, schrieb er auf das Titelblatt.

Ich weiß nicht, was er während der Hungerjahre getrieben hat. 1924 arbeitete er in der Abteilung für Erziehungswesen — nur in einer anderen Stellung: in der Kleiderablage. Er hütete die Mäntel, Hüte und Gummischuhe. Er redete selten mit jemandem und niemals von der Vergangenheit. Nicht, daß er auf das Ende wartete — er hatte es aufgegeben, zu warten oder zu hoffen.

In Rußland ist der erste Mai ein Feiertag. Zum erstenmal seit der Revolution ging er auf den Roten Platz, die Parade zu sehen. Es war ein kalter Tag und sein Mantel war mollig, obgleich ihn nur ein Strick zusammenhielt. Die Infanterie paradierte und schrie wie immer Hurra, als sie an den Tribünen vorbeizog. Dann kam die Kavallerie und ritt recht und schlecht über die ausgefahrene Fläche des Platzes. Zum Abschluß des Schauspiels sollten die Kosaken mit ihren Maschinengewehren reiten.

Zwei Mann in blauer Uniform auf jedem Wagen, vier Pferde breit, jagten mehrere Abteilungen die 200-Meter-Bahn über den Platz. Ab und zu brach ein Rad, aber die Abteilung jagte wei-

ter, denn die Geschirre hingen die meiste Zeit in der Luft hinter den Pferden, die dampfend vorwärts stoben.

„So reitet unsere rote Kavallerie!“ sagte eine Stimme vor Dmitri.

„O ja, sehr ordentlich — aber Sie haben wohl niemals die kaiserliche Garde zu Pferde von Poltava gesehen?“ antwortete Dmitri.

Es war eine dumme Bemerkung. Jemand hört sie. Die Nacht darauf wurde er aus dem Bette geholt und saß wieder einmal im Gefängnis. Als er herauskam, drei Monate später, war sein Zimmer vergeben und seinen Posten hatte ein anderer. Er hatte nur zehn Rubel und seinen Rock.

Er suchte Kupfer auf, der die ganze Geschichte kannte und häßliche Dinge sagte von dummen alten Offizieren. Keine Aussicht, hier Geld zu borgen. Schließlich lieh ihm ein Freund doch ein paar Rubel, ein anderer sagte ihm, wo im Keller ein freies Zimmer sei. Er sicherte sich das Zimmer, aber das Geld war bald ausgegeben.

Auf irgendeinem seltsamen Wege, den nur die kennen, die selber gezwungen waren, ihn zu gehen, fand er ein paar Schüler, denen er Französisch beibrachte. Es war schlechtes Französisch, aber er verdiente sich jede Woche etwas und hungerte sich durch. Der Keller war feucht, und er litt dauernd an Rheumatismus. Er zog sich immer mehr in sich selbst zurück, klagte niemals über seine Gesundheit; aber der Rheumatismus, der ihm seine aufrechte militärische Haltung raubte, vollendete das Werk, ihn von seiner Vergangenheit zu lösen.

Durch Semanov, bei dem er früher gelebt hatte, lernte ich Dmitri kennen und hörte von seiner Vergangenheit. An die Türen der Fremden in Moskau kommt ein mehr oder weniger stetiger Strom von Bettlern: Tartaren, die Teppiche verkaufen, Bauernweiber mit handgefertigten Spitzen und unbestimmbare Leute, die gerne heimlich kommen mit königlichen Rasierschälchen, Iko-

nen, allerhand Juwelen und Porzellan, für welche sie zehnmal mehr verlangen, als sie zu bekommen hoffen. Semanov, einstmals Offizier, hatte sich diesem Strome angeschlossen. Gelegentlich kam er mit einem Hanfsack unter dem Arm und sagte lächelnd: „Ich habe da grade etwas für Sie — zwei Briefe, gezeichnet von dem Zaren Paul“, oder: „Hier ist ein echtes Orenburger Tuch.“

Eines Abends brachte er Dmitri mit. „Mein Freund würde gerne wissen, ob jemand unter Ihren Bekannten französische oder russische Stunden nehmen möchte. Er war ein Offizier von Rang.“

„Ich war der Kommandeur der Garde zu Pferde von Poltava“, unterbrach ihn Dmitri.

Von nun an kam er eine Zeitlang alle Monate einmal, dann blieb er fort, denn ich fand keine Schüler für ihn.

Einmal in den Regentagen des russischen Frühlings kam er wieder zu mir, nicht aufgeregt, aber ich merkte doch, er hatte Wichtiges auf dem Herzen. Ueber ein Jahr hatte ich ihn nicht gesehen. Sein grauer Bart war jetzt weiß und noch wilder. Vorn war sein Haar ausgefallen und eine graue Narbe auf seiner Stirn fiel unangenehm auf. Er trug russische Stiefel, ein Paar geflickte Kniehosen und eine graue Hemdjackete. Aber die Falten in seinem Gesicht, in denen früher sein Lächeln gespielt hatte und die nun längst erstarrt waren, schienen sich wieder glätten zu wollen, und es war wie ein schwaches Aufleuchten in seinen erloschenen Augen.

„Ich komme zu Ihnen . . . ein Brief aus Amerika. Können Sie russisch lesen? Wissen Sie, wo Chikago ist?“ Er gab mir einen Brief zu lesen:

Mein lieber Bruder!

Ich schreibe dies, ohne zu wissen, ob es Dich erreichen wird. Vielleicht bist Du tot oder Deine Anschrift ist unbekannt, aber ich muß schreiben. Einst waren wir Brüder. Jetzt sind wir über sechzig und einander fremd. Mein Leben ist gut verlaufen. Und Deines, im Strudel der Revolution?

1894 kam ich nach Chikago, und mit ein wenig Geld kaufte ich Land. Ich bin wohlhabend, weit über meine Wünsche. Oh, Dmitri, komm zu mir. Um Christi willen müssen wir wieder als Brüder leben. Zu lange sind wir getrennt gewesen. Der Grund unserer Trennung, der ist vergessen. Laß die Liebe, die wir für einander hegen sollten, den Grund unserer Wiedervereinigung sein. Kannst Du nicht zu mir kommen? Ich brauche Dich. Wenn Du auf diesen Brief antwortest, werde ich Dir sofort Geld schicken für Dein Visum und die Ueberfahrt. Ich werde für Deine Einreise-Erlaubnis sorgen. Wenn das Schwierigkeiten macht, wollen wir uns in Berlin oder Paris treffen. Aber gib schnell Antwort.

Christus ist mein Zeuge, Christus ist unser Freund. Laß Christum, der Dich gewißlich durch die langen und stürmischen Jahre sicher geleitet hat, endlich unsere Wege, die so lange getrennt waren, wieder vereinen.

„Boris“ lautete die Unterschrift, und eine Anschrift in Chikago war angegeben.

„Möchten Sie antworten?“ fragte ich, „wenn ja, wollen wir doch kabeln.“

„Nein, nein, es ist eine Finte der Geheimpolizei. Es ist nicht wahr; außerdem ist Amerika zu weit. Es genügt mir zu wissen, daß Boris noch lebt, wenn er diesen Brief geschrieben hat. Aber ich fürchte alle Briefe, die angeblich aus dem Ausland kommen.“

„Ist es die Handschrift von Boris?“

„Ich glaube wohl. Ich erinnere mich nicht genau.“

„Wie hat der Brief Sie erreicht?“

„Die Polizei kennt alle Anschriften. Sie hat eine Anschriftenstelle, wo sie jeden in Moskau aufsuchen kann.“ Dmitri sagte das im Weggehen, unsicher, ob er antworten sollte oder nicht. Hinter ihm lagen schon zehn Jahre voller Enttäuschungen und warfen Schatten auf zukünftige Hoffnungen. Wenn es Boris war, so hatte er sich sehr verändert; nach dem Briefe zu urteilen, war er sehr fromm geworden.

Am nächsten Tage kam er sehr aufgeregt wieder zu mir.

„Sie sprechen Englisch, beantworten Sie den Brief. Schicken Sie das Kabel. Ich habe beschlossen, zu fahren, wenn es nur wahr ist. Vorige Nacht habe ich darüber nachgedacht. Wußten Sie, daß ich Kommandeur der Garde zu Pferde von Poltava war? Warum sollte ich meine Tage nicht in einem Lande beschließen, wo langer und treuer Dienst sicherlich geachtet wird. Dort werde ich Zeit haben, mein Buch zu schreiben, in einer freundlichen Umgebung. Hier ist es nicht so. Mein Freund, können Sie mir etwas Geld leihen? Ich werde es Ihnen zurückzahlen, wenn Boris antwortet. Können Sie nächsten Montag auf Kupfers Zimmer kommen? Ich werde für ein paar Freunde einen Abend geben.“

Acht Gäste hatte er eingeladen. Ein wackeliger Tisch drohte zusammenzubrechen unter der Last des Krimweines, Wodka in den nüchternen grünen Flaschen, kalter Fisch, Aufschnitt und Kaviar. „Die gute alte Zeit“ war der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Es gab endlose Trinksprüche, die sehr leise ausgebracht wurden auf Freunde aus verklungenen Tagen, auf Frauen, deren Schönheit nur noch in der Erinnerung alter Männer lebendig war.

Es gab einen Trinkspruch auf die Garde zu Pferde von Poltava, den Kupfer selbst ausbrachte. Dmitri antwortete mit einer langen Rede. „... der Kommandeur in Amerika wieder eingesetzt in seine alten Ehren, wird nicht vergessen . . .“

Weder von den Sowjets noch von der Revolution wurde gesprochen, außer als Kupfer sagte: „Seht zu, daß ihr die Korken wieder in die leeren Wodkaflaschen steckt. Sonst gibt uns der Laden das Pfand nicht wieder heraus und wir verlieren 5 Kopeken die Flasche. Die Bolschewiken haben herausgefunden, wo sie alte Korken im Auslande verkaufen können.“

Nach diesem Abend fühlte ich mich mehrere Tage lang schlecht. Am vier-

ten Tage kam Dmitri. Er zitterte vor Frost.

„Ein herrlicher Abend, wie?“

„Wie haben Sie das schaffen können mit dem Gelde, das ich Ihnen gab?“ fragte ich; es war mir unbegreiflich.

„Ich habe ein paar Sachen verkauft. Ich werde sie nicht brauchen. Im Auslande kaufe ich mir einen besseren Mantel.“ Er hatte alles verkauft, was er hatte, Möbel, Bücher, Kleider. Dabei waren noch kalte Tage zu erwarten. „Ich werde schon durchkommen — sagen Sie mir: ist eine Antwort da auf Ihr Telegramm?“ Er baute Luftschlösser auf diese Hoffnung. Ich war unsicher, aber ich erklärte ihm, daß erst eine Woche vergangen sei. Er ging, nachdem er einen alten Mantel von mir angenommen hatte. Er versprach, ihn durch einen neuen zu ersetzen, „sobald Boris antwortet“. Etwa einen Tag später besuchte er mich wieder. Er sah wie ein kleiner Junge aus, der etwas Unbekanntes sieht und nicht entscheiden kann, ob es angenehm oder schrecklich ist. „Hier ist ein zweiter Brief. Lesen Sie. Ich kann nicht verstehen.“

„Jesus liebt die Sperlinge und das Wetter ist schön. Bist Du gläubig? Hast Du Peter Ivanitsch gesehen? Sage ihm, daß wir den rechten Weg gefunden haben, fünfunddreißig Stock hoch. Soviel näher zum Himmel. Rufe, rufe, rufe, denn das Goldene Tor schwingt lautlos.“

Wie geht es Natascha Fedrovna? Und Mama und Olja? Kennen sie das Licht? Ich werde ihnen von meinem wahren Erlebnis schreiben, von meiner FUEHRUNG. Machen Papas Bauern ihm immer noch Sorgen? Sei gut zu ihnen, denn sie mühen sich ab in einem falschen Glauben, sie haben nie den Strom des Blutes gesehen, der von Golgatha fließt. Morgen ist Sonntag. Der Zar wird zur Kirche gehen und wünschen, er hätte nicht so viel zu knien. Aber komm zu mir, komm zu mir. Ich werde Geld schicken. Und bring ein Bild von Natascha. — Sag ihr, ich sei traurig, daß ich wegging.

Liebe Christum und halte seine Gebote. Denn das ist mein Wille."

„Was soll das bedeuten? Wenn dieser Brief geöffnet wird und man diese Namen liest, werde ich wieder „sitzen“ und im Gefängnis sterben, ehe ich nach Amerika komme. Peter Ivanitsch war ein Onkel und starb, bevor Boris fortfuhr. Olja, meine Frau, starb 1901. Mutter starb sechs Monate nach seiner Abreise — ja, das wußte er. Natascha war die Ballettänzerin in Petersburg. Sie wissen ja. Telegrafieren Sie ihm gleich, daß er Geld schickt und nicht wieder schreibt. Er könnte andere Namen nennen, was sehr gefährlich wäre — er versteht das nicht. Aber ich verstehe auch nicht. Die Bauern? Der Zar?“

Ich schickte ein zweites Telegramm. Einen ganzen Monat hatten wir keine Antwort, und Dmitri kam jeden Tag. Ich glaube, er verlor die Hoffnung, obgleich er die Illusion nicht aufgeben wollte. Manchmal fragte er mich über das Leben in Amerika aus. „Sagen Sie bitte, was wird aus Ihren Offizieren, wenn sie den Abschied nehmen? Bekommen sie eine Pension? Tragen sie Uniform? Spricht jemand Russisch? Ich bin zu alt, um Englisch zu lernen. Michail Ivanowitsch, ein Leutnant in meinem Regiment, der Garde zu Pferde von Poltawa, Sie wissen, der fuhr nach Amerika. Vielleicht kann ich ihn finden — — aber nein, es wird keine Antwort kommen.“

Eines Tages im Mai brachte Dmitri die Antwort. Einen Brief, der sehr gewichtig und amtlich aussah, auf englisch, mit der Maschine geschrieben. Sein Gesicht war starr und ausdruckslos. Ich übersetzte langsam, ohne nach ihm hinzublicken.

„Wir haben grade entdeckt, daß es einem Insassen, Boris Krasov, der angibt, Ihr Bruder zu sein, geglückt ist, zwei Briefe durchzuschuggeln, die an Sie gerichtet waren. Einen Wärter, der ihm dabei behilflich war, haben wir grade entlassen.“

Seit 1914 ist Boris Krasov hier Insasse gewesen. Von seiner Vergangenheit wissen wir nichts, außer daß er kurz vor seiner Aufnahme in religiösen Wahnsinn verfiel und in einem Anfall bei einem Streit über religiöse Fragen einen Mann ermordete. Er wurde für geisteskrank erklärt, hier eingeliefert, und sein Zustand hat sich so verschlimmert, daß Ausbrüche von Gewalttätigkeit vorkommen. Zeitweise ist er ganz normal und scheinbar bei Vernunft. Wie Sie wohl wissen, sind das die Merkmale dieser Art von Geistesstörung.

Sollten die Briefe in Ihre Hand gelangt sein, so hoffen wir, daß der Inhalt Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereitet hat. Sollte es ihm gelingen, Ihnen weitere Briefe zu schicken, so beachten Sie sie weiter nicht. Wir sind gerne bereit, Ihnen genauere Auskunft über den Patienten zu geben, wenn er wirklich Ihr Bruder ist, wie er erst kürzlich behauptete.“

Der Brief war von dem Leiter eines der staatlichen Krankenhäuser von Illinois unterschrieben.

Die Uebersetzung war beendet, aber ich starrte noch auf das Blatt, weil ich ihm nicht in die Augen sehen wollte. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „So, jetzt verstehe ich. Der arme Boris, er hat ein schweres, schweres Leben gehabt.“ Sein Gesicht zuckte schmerzhaft, aber er richtete sich auf und langte nach seinem Mantel. Es war der alte graue Militärmantel, geflickt, fadenscheinig, ohne Knöpfe. Er kam meiner Frage zuvor. „Ja, richtig, ich habe Ihren Mantel gegen meinen alten eingetauscht. Ihrer paßte mir nicht ganz.“

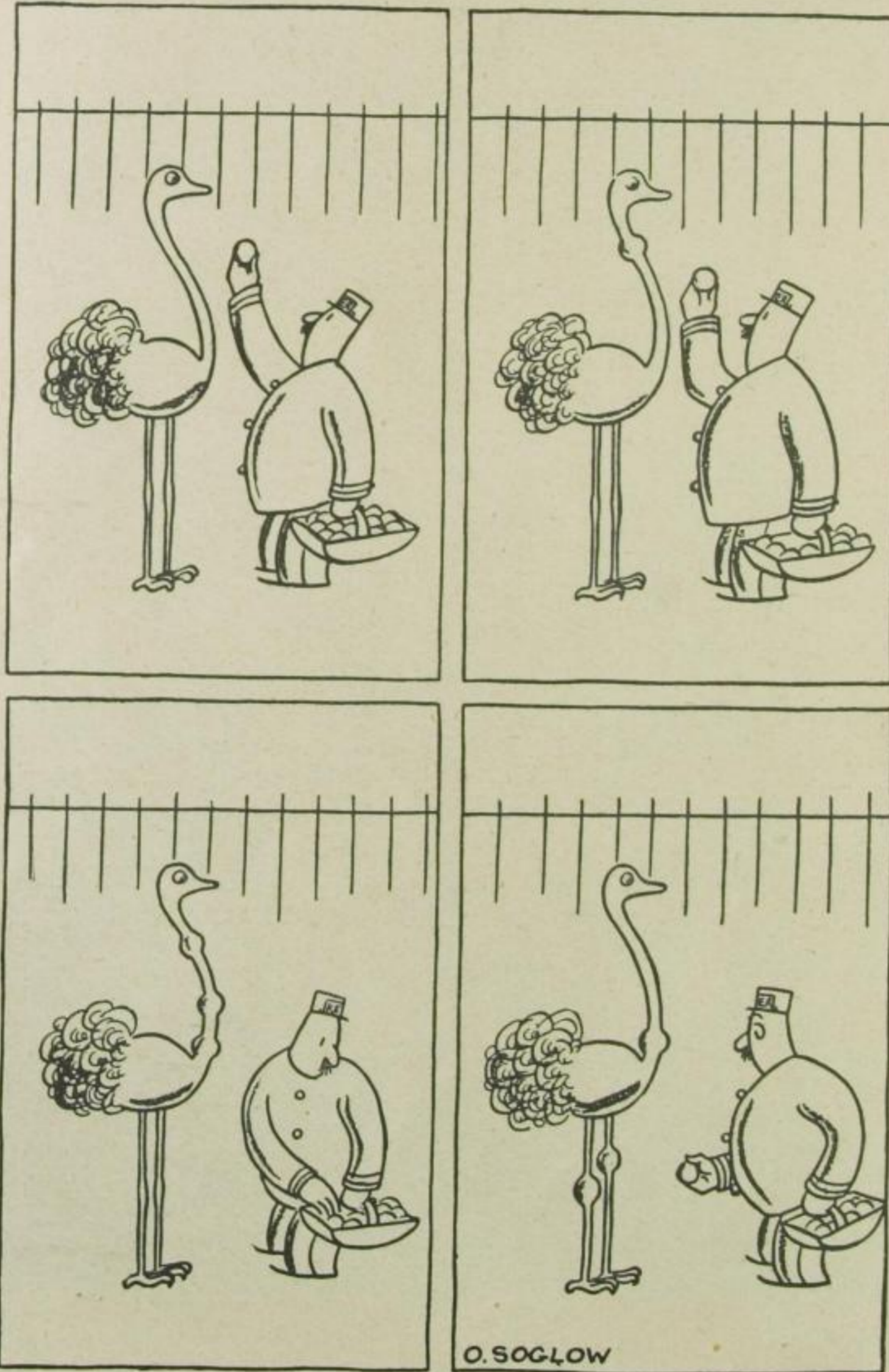
Er schüttelte mir die Hand: einen Geldschein lehnte er ab. „Uebrigens, wenn Sie von jemandem hören, der französische Stunden nehmen will, schicken Sie ihn zu mir, Liebknechtstraße 4. Mein Zimmer ist schwer zu finden, aber fragen Sie nur. Alle kennen den alten Mann, der französische Stunden gibt.“



Das Modell
Aufnahme Seidenstücker

Der Zeichner

O. SOGLOW



Gierig bis in die Kniekehlen

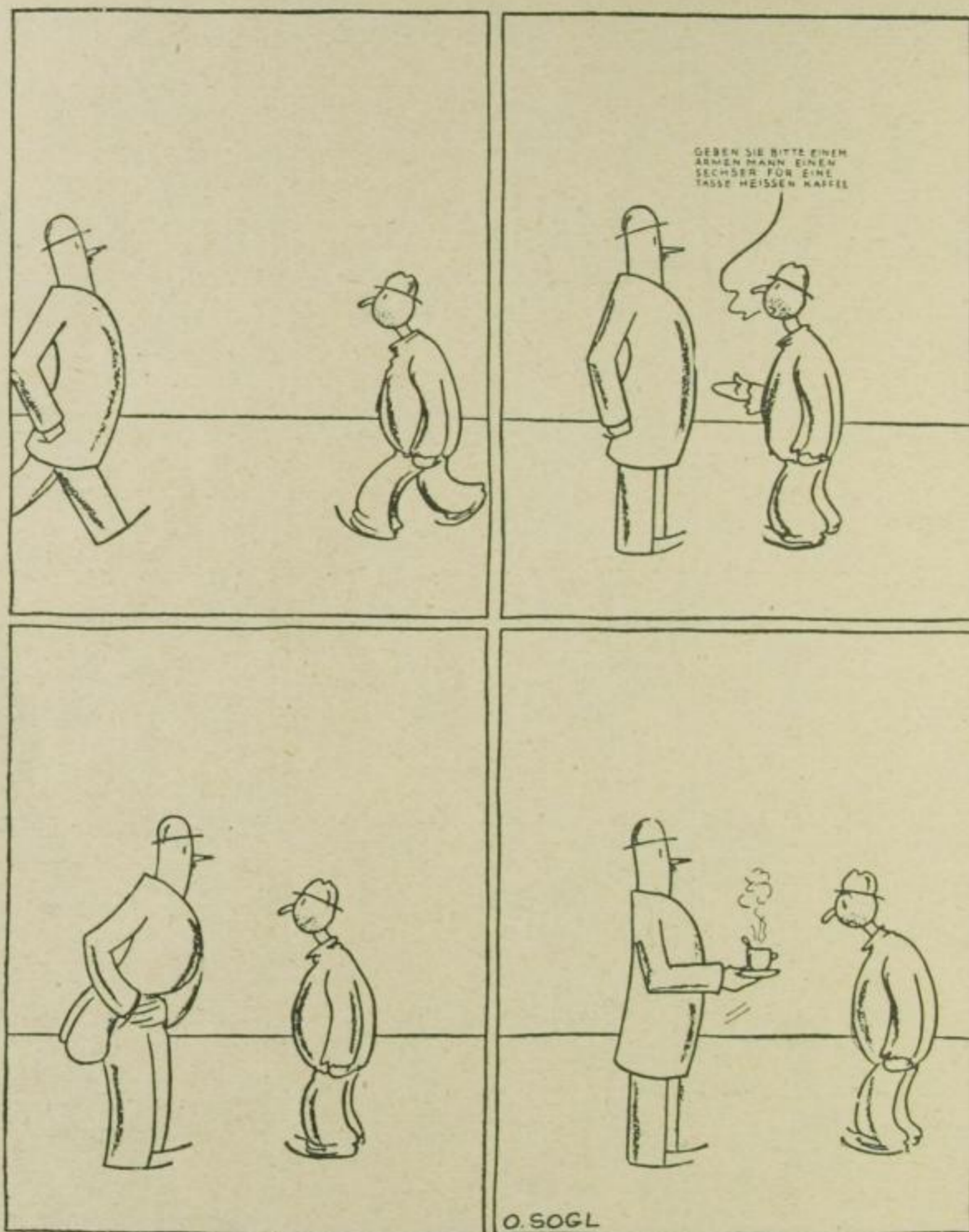
Ein
Anekdoten-
Erzähler
ohne Worte

Es gibt Menschen, die, wenn sie einen Witz erzählen und sich der Pointe nähern, von der Komik dessen, was sie erzählen wollen, derart übermannt werden, daß sie anfangen zu lachen, manchmal aber so sehr ins Lachen kommen, daß man die Pointe gar nicht versteht. Der Mann, der Witze gut erzählt, schmunzelt nur, aber es gibt wenige, die todernst bleiben. Ein solcher Mann ist Soglow. Sein Witz ist messerscharf. Hunderte von Zeichnungen gibt es heute



O. SOGLOW

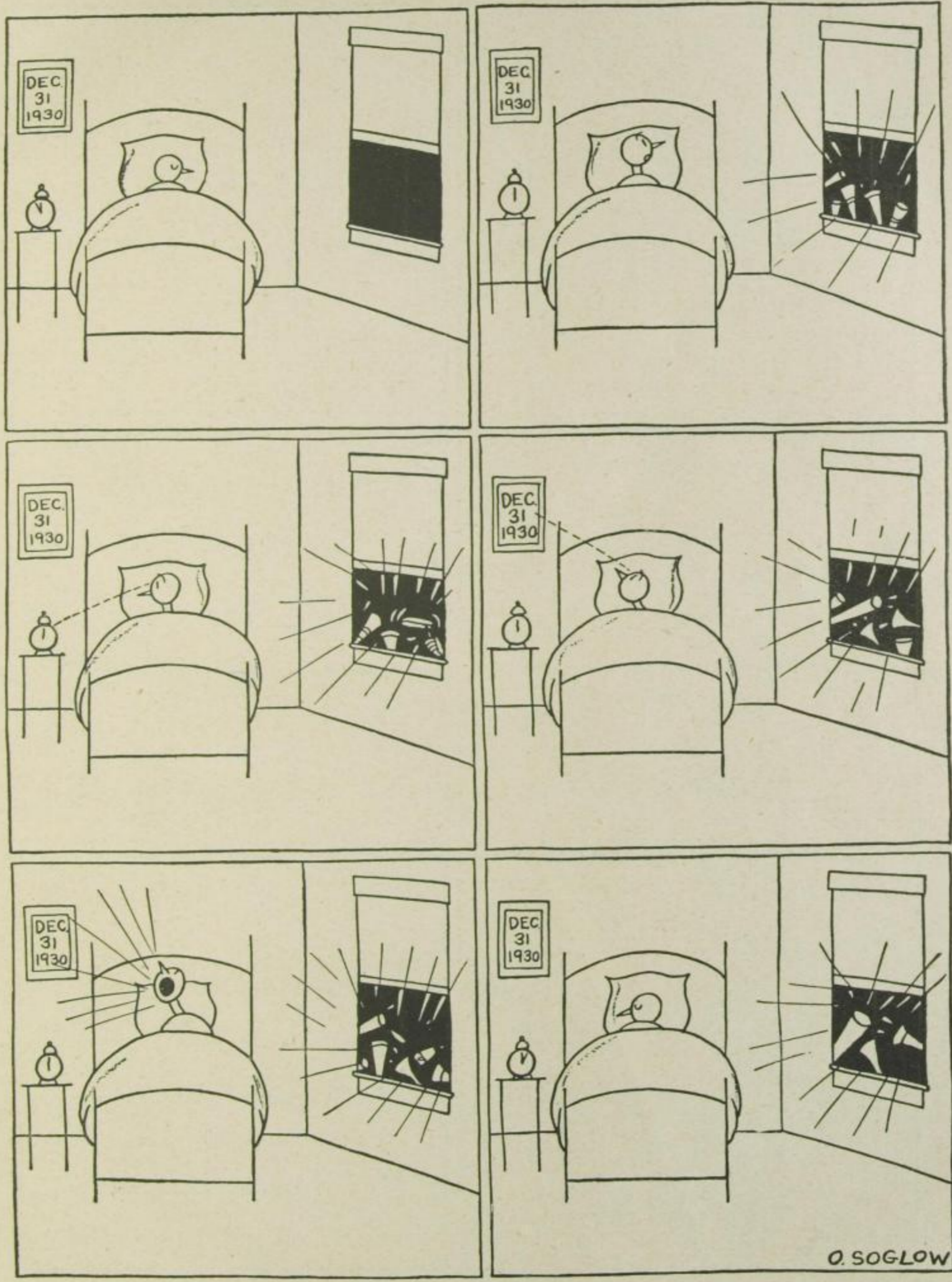
Ein konsequenter Hundedresseur



Ein viel zu schnell erfüllter Wunsch

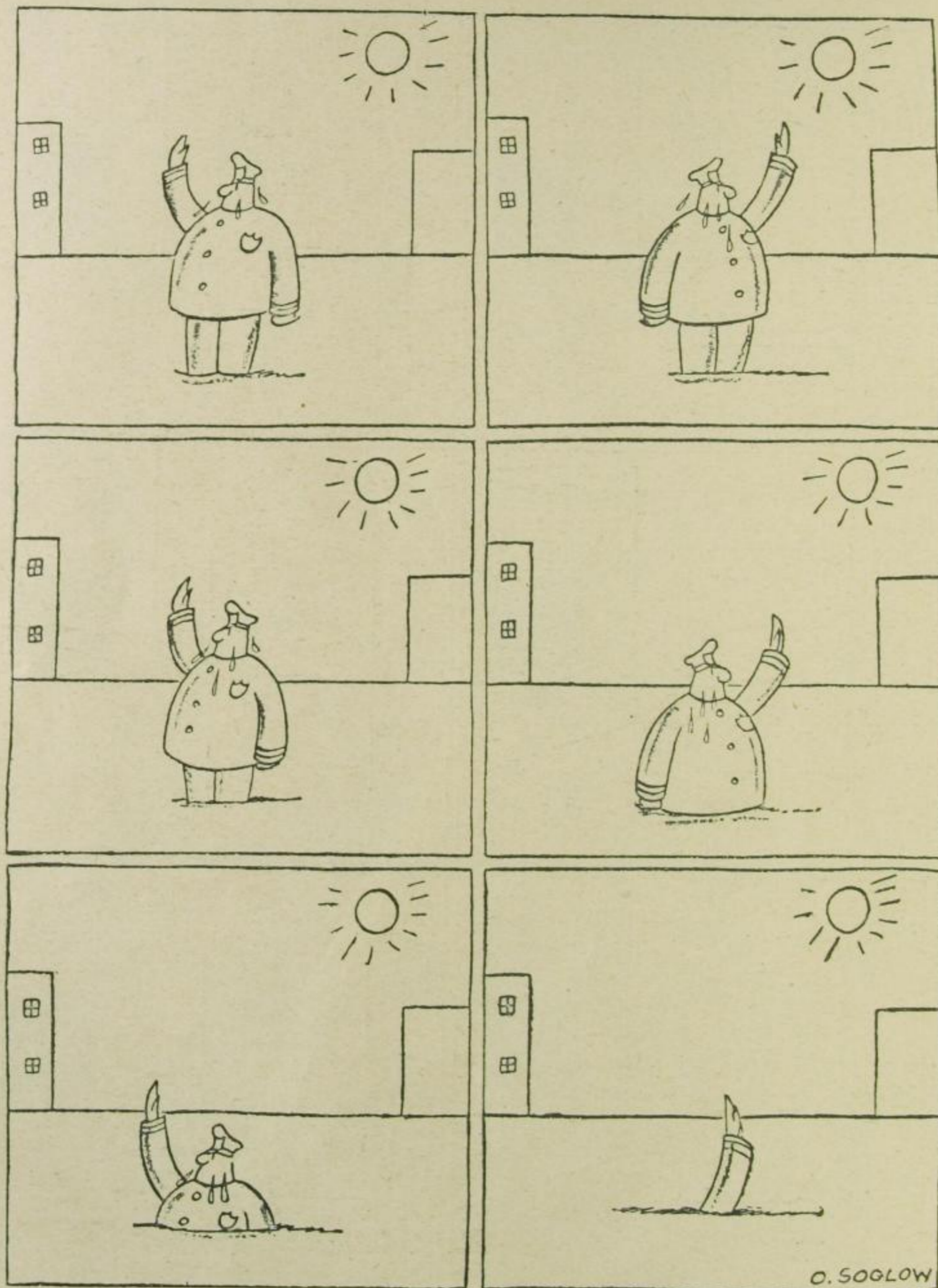
schon von ihm, blitzblanke Geschichten, bei denen sich weder die Miene des Zeichners noch eine Linie seiner Zeichnungen verzieht. Seine Trockenheit ist so stark, daß sein Humor manchmal im ersten Augenblick unverständlich bleibt, um so stärker ist die Nachwirkung. Sparsame Leute haben immer am längsten das Geld in der Tasche, Soglow

auch. Man kann immer wieder diese auf das dürftigste ausgestatteten Zeichnungen betrachten, und man kann sich immer wieder von neuem an ihnen erfreuen, weil der Witz nicht aufgebraucht wird, die Phantasie beginnt immer wieder, den Vorgang, der geschildert wird, durchzuarbeiten, zu kontrollieren und neue lustige Einfälle zu entdecken.

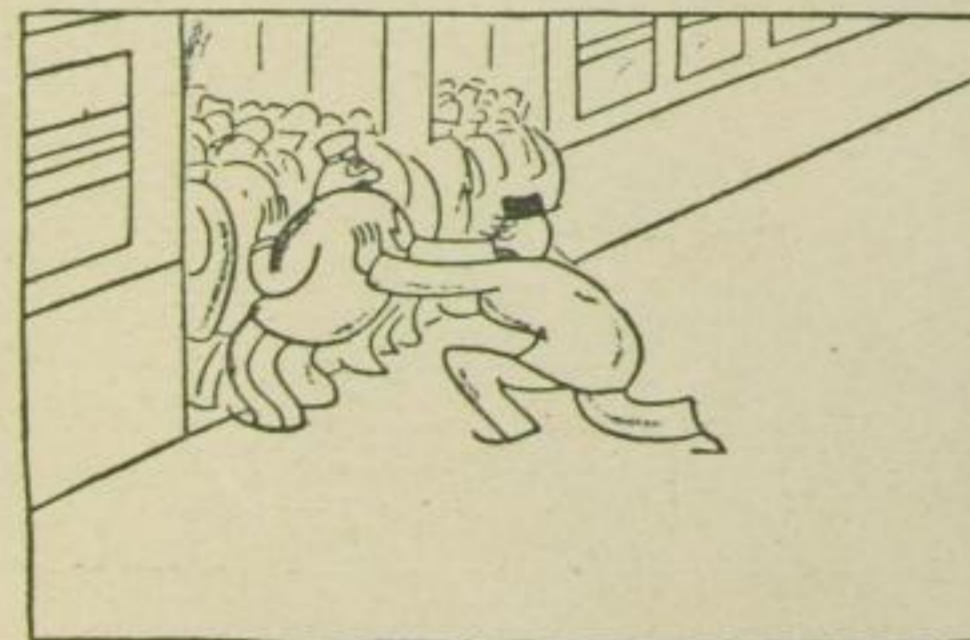
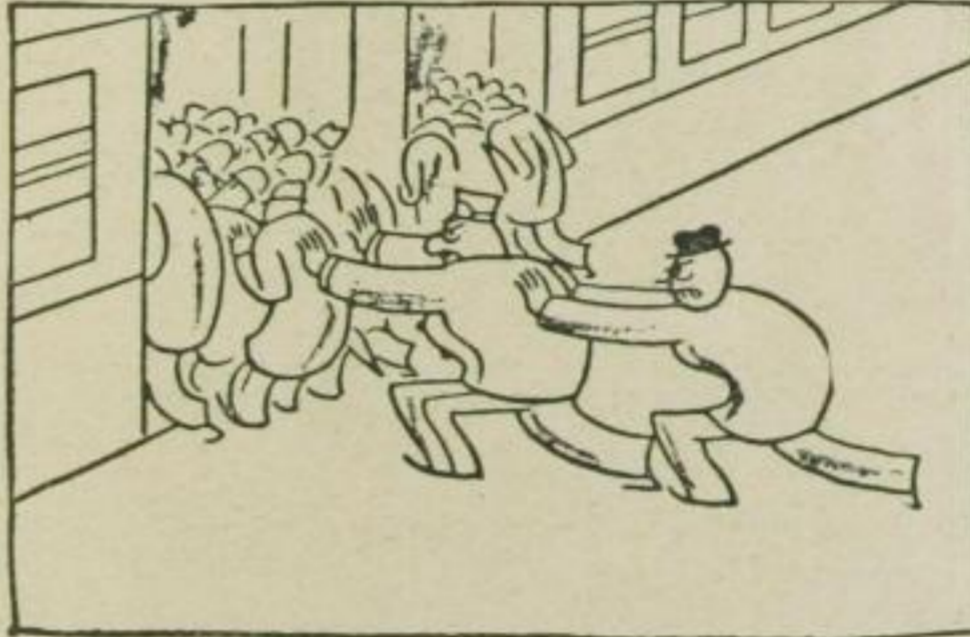
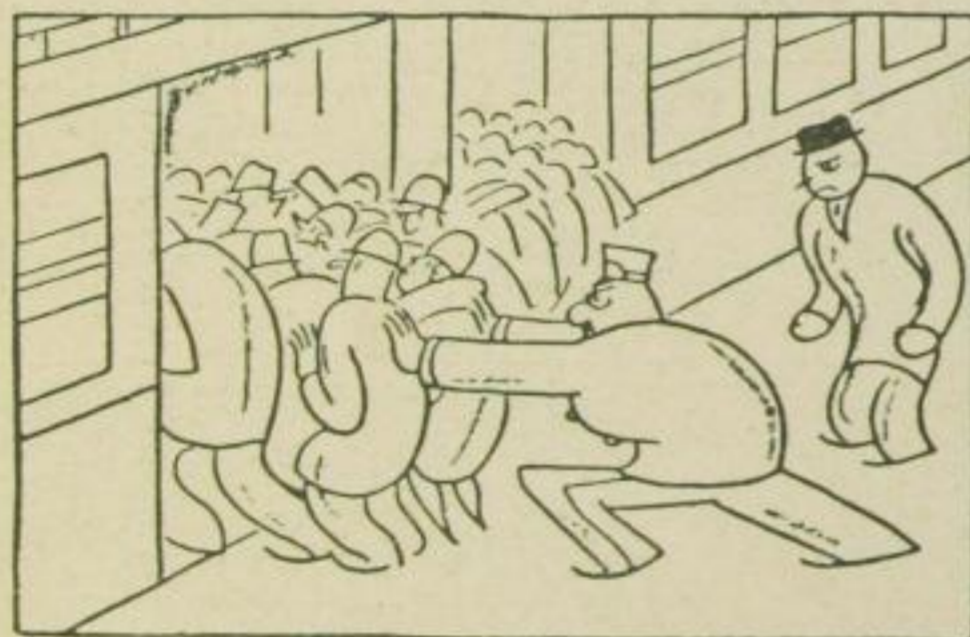


O. SOGLOW

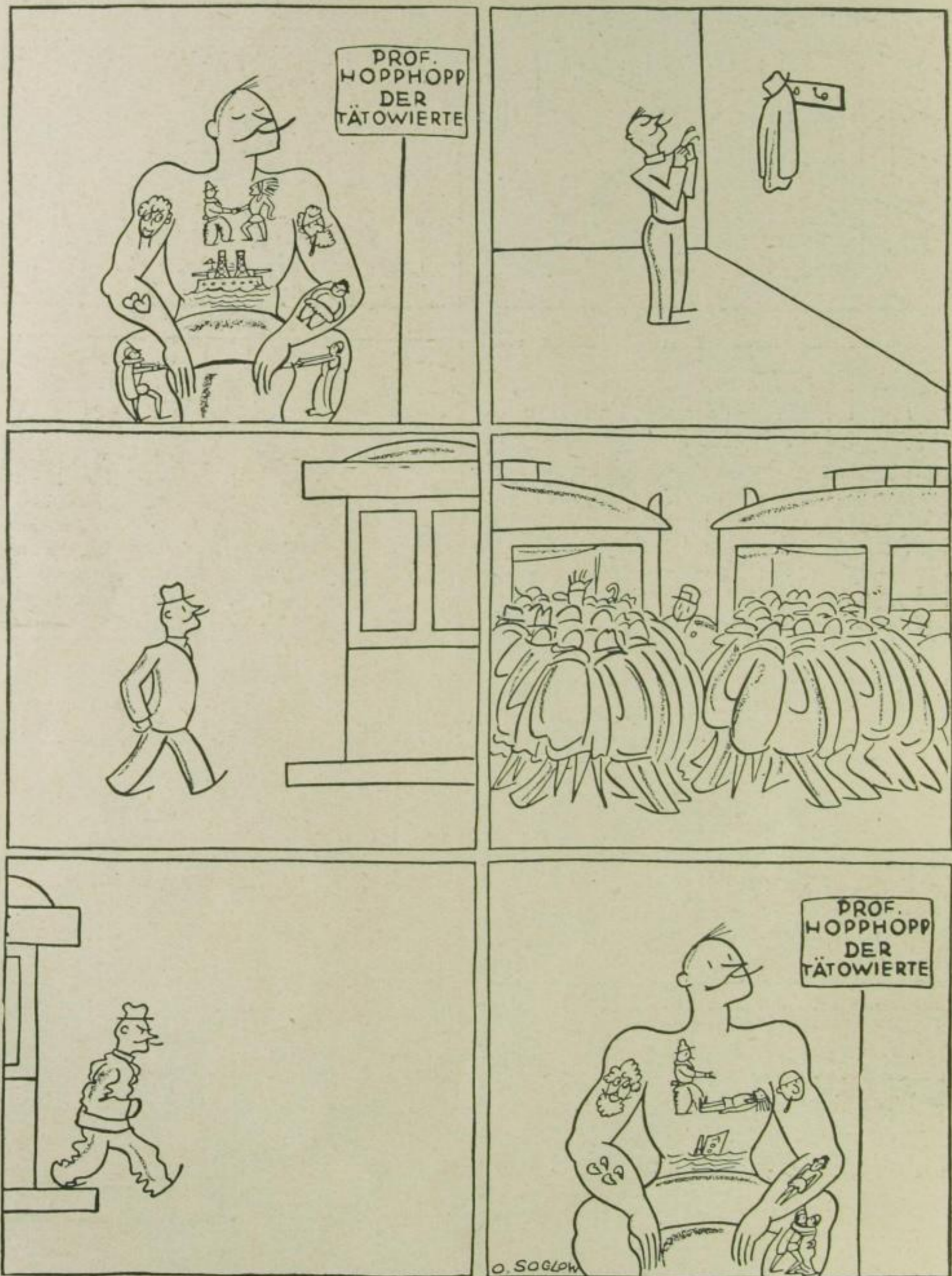
„Prosit Neujahr!“
Eine gewissenhafte Schlafmütze



Pflichttreue eines Verkehrs-Polizisten bei 30° Hitze im August



Rache an einem Untergrundbahn-Schaffner



Das wird aus einer Tätowierung, wenn sie ins Gedränge kommt



„Das war unsere Brautkutsche. Innen ganz mit rosa Atlas gepolstert. Und einen Auflauf gab's! Ich war so aufgeregt, weil ich noch nicht fertig war. Mutti hatte noch ein paar Stiche am Brautkleid zu machen. ‚Himmel, halt doch mal 'ne Sekunde still‘, sagte sie immerzu. Beinahe hätt's noch 'nen Krach gegeben.“

Im schönsten Tag

meines Lebens

Mieze schickt ihrer Freundin
ein Album zur Erinnerung
an ihren Hochzeitstag

Aufnahmen von Gerty Simon

Liebste Grete!

Hier schicke ich Dir mein Hochzeits-Album, weil Du doch nicht dabei warst. Es war herrlich, der schönste Tag meines Lebens. Max läßt Dich vielmals grüßen. Er sagt, wenn Du mal nach Berlin kommst, kannst Du bei uns wohnen. Wir haben im Vorderzimmer ein Schlafsofa zum Drehen, oben Schälslong, unten Betten.

Herzliche Grüße und Küsse von Deiner Mieze



„Das ist Mutti, ein paar Tage vorher, wie sie noch das Brautkleid nähte. ‚Meine Mutter‘, sagte sie, ‚hat mir auch mein Brautkleid genäht. Aber so teuer wie dein's war's nicht! Vier Mark achtzig hat das Meter gekostet.“



„ . . . und das ist der Augenblick, wo ich mit Max als Braut und Bräutigam aus der Haustür komme. Vor Aufregung habe ich nicht rechts und links geguckt. Mir war, als wenn sie mich alle beneideten. Ein Glück, daß Max neben mir war. Wie er mich abholen kam, mit Zylinder und weiße Handschuh, kriegte ich einen richtigen Schreck: wie'n ganz fremder Mann stand er da. „Das ist der Max“, hab ich immerzu gesagt.“



„Das ist nach der Trauung. Da waren wir schon alle wieder zu Hause. Wie ich in die Küche kam, hatten sich Mutter und Schwiegermutter schon Schürzen umgebunden. „Wirst du mal machen, daß du aus der Küche kommst“, riefen sie. „Die paar Kartoffeln werden wir schon alleine schälen.““

*

*

„ . . . und das ist der Augenblick, wo wir in die Kutsche steigen. Von allen Fenstern haben sie runtergeguckt. Aber wie wir dann drinn sahen, war's schon viel besser. Max sah da, wie wenn er 'n Degen verschluckt hätte. Im Nu war'n wir vor der Kirche. Meinetwegen hätten wir 'ne Stunde so fahren können.“



„Das hier ist bei der Kaffeetafel, wie Max und ich einen Eierkognak zwischendurch trinken. Rechts Onkel Ernst, der seine Zither mitgebracht hatte. Neben mir sitzt Vater, wie er grade nach der Milch rüberlangt. Weißt du, was er gesagt hat, ‚Kinder‘, hat er gesagt, ‚Eierkognak könnt ihr trinken so viel ihr wollt, nur zanken dürft ihr euch nicht.‘ Als wenn ich mich mit Max jemals zanken werde.“



„Tante Klara und Onkel Ernst nach der Kaffeetafel.“

„Max gießt sich noch eine Tasse Kaffee ein. Immer wieder hat er mit der linken Hand den Deckel festgehalten, wo doch Muttdien nie 'ne Kanne auf den Tisch bringt ohne Deckelhalter. — Wie find' st du das Kaffee-Service? Hat mir Tante Klara und Tante Elli zusammen geschenkt. Weißt du, was ich die ganze Zeit beim Kaffee gedacht habe? ‚Nu bist du also richtig verheiratet.‘ Ein ganz komisches Gefühl, Grete.“



„... und hier sitzen wir bei der Hochzeitstafel: Bouillon in Tassen, Schweinebraten mit Rotkohl, Kompott (Kürbis und Preiselbeeren), hinterher gab es Vanilje-Eis mit Himbeer.“



„Das sind wir beide, wie Vati die Rede auf uns gehalten hat, du weißt ja, daß er wundervoll reden kann. Muttmchen und Schwiegermutter haben beide sich immerzu die Tränen abgewischt.“



„Onkel Ernst mit seiner Zither. ‚Ein Glück‘, sagte er, ‚daß ihr kein Radio habt. Das dämliche Radio hat mir das ganze Zitherspiel vereckelt.‘ Dabei hat er selber eins, wo er jeden Abend London und Paris mit hört.“



„Mittendrin mußte Vater in den Keller, Kohlen auf die Dampfheizung legen, damit die Mieter nicht sagen, daß sie frieren müssen, weil seine Tochter Hochzeit feiert.“



„... und das sind wir alle um elf. Da haben sie mir schon den Brautschleier zerrissen gehabt und uns Nachtmützen aufgesetzt, und immerzu haben alle Witze gemacht, daß wir nun verheiratet sind.“



„... das sind meine Hochzeitsgeschenke. Die Schale mit den Weintrauben hat Max sein Freund geschenkt. Echt Terrakotta in Grün und Rot. Und 'ne ganze Küche voll Geschirr.“

„... und das ist eine Aufnahme von Max und mir, wie's schon halb eins war. Max hat einen Schnuller bekommen und ich ein Baby. ‚Gott‘, hat Tante Klara geschrien, ‚habt ihr gesehen, ein Negerbaby hat sie bekommen, die fängt ja gut an.‘“



„ . . . und das ist am anderen Morgen, wie wir in die neue Wohnung umziehen. Die ganzen Möbel haben bei Vati auf dem Boden gestanden, weil wir erst am nächsten Tag in die Neubauwohnung einziehen konnten. Vorn steht Max und sagt gerade: ‚Ein Glück, daß wir nicht mehr haben, mehr hätten wir wirklich nicht auf den Wagen gekriegt.‘



„ . . . und dann sind wir zu Fuß hinter unserem Möbelwagen hergegangen in unser neues Heim. Den ganzen Weg lang hab ich immer nur daran gedacht, wie ich die Möbel stelle und ob alles an die Wände paßt. Himmlisch ist so eine neue Wohnung. Immerzu alles sauber und blank, und wo man hinguckt, ist es elegant.“



Ein Mann fällt aus seinem Himmel

ERZÄHLUNG VON NORBERT JACQUES

Schon beim Umsteigen in Chur in die Albulabahn gab es Gelegenheiten für Hoch, sich der jungen Dame dienstbar zu zeigen, und das wurde mit einem Lächeln vergolten, das reizvoll als zwei Blümchen stets eine Weile an beiden Mundwinkeln stehen blieb. Hoch hatte noch Zeit, seine Fahrkarte umzutauschen, denn er fuhr dritter. So kam er mit ihr in dasselbe Abteil und über die kleinen Hilfeleistungen in eine Unterhaltung. Er führte sie um so leichter, als er von Berufs wegen an einen sich rasch einstellenden Umgang mit Menschen gewohnt war. In den letzten Jahren hatte er diese Reise öfter gemacht und wußte über manches bewegt zu sprechen, was von draußen ins Blickfeld der Mitreisenden fiel.

Die junge Dame fühlte aus dem eifervollen Vortrag die Huldigung, und mit einer lebenswürdigen Hingabe horchte sie zu und gewährte, wie um die Augen des Fremden eine sehr feine Zeichnung veräterischer Fältchen sich bemerkbar machte, die ein Bild genossener Jahre über das Gesicht zauberte.

Ihre Phantasie spielte leicht verführt mit diesem Bild, und auf einmal setzte sie es in einen Gegensatz zu der babyhaften Unberührtheit in den Gesichtszügen der jungen Leute, mit denen sie zu Haus und in den Hotels mit Vorliebe zusammenkam. Was für ein anderer lockender Inhalt lag in diesem von Erfahrungen bewegten Gesicht! Und da kam zu dem



Zeichnung von
Moellendorf

Gefühl der Genugtuung der prickelnde Reiz einer leisen und dunkeln Gefahr vor dem Unbekannten, vor dem Erlebnis . . .

Das gab ihrem Gemüt einen Auftrieb, der es zu einer Fortsetzung des kleinen Abenteuers in St. Moritz bereit machte, wenn das auch das Reiseziel des Fremden sein sollte. Um darüber nicht länger im unklaren zu sein, fragte sie ihn.

„Ja“, antwortete er, „ich reise nach St. Moritz.“

„Meine Eltern und Freundinnen sind schon dort“, fuhr die junge Dame fort. „Wo werden Sie wohnen?“

Diese Frage versetzte nun Hoch einen kleinen Schlag. Er antwortete; „Im Engadiner Kulm!“ und fürchtete nun zu hören: „Wir auch!“ Denn Hoch reiste nach St. Moritz, um im Hotel Engadiner Kulm seine Beschäftigung als Kellner im Speisesaal wieder aufzunehmen, die er das letzte Jahr hatte unterbrechen müssen, weil die Gesellschaft ihn in einem ihrer Hotels in Montreux benötigte. Die junge Dame aber sagte:

„Wie schade! Wir wohnen in St. Moritz Bad, im Kurhaus.“

„Auch ein gutes Hotel“, bemerkte Hoch fachmännig.

„Ich komme zum erstenmal nach St. Moritz“, fuhr das junge Mädchen fort. „Und Sie sind gewiß ein Habitué da oben?“

„Ich pflege jedes Jahr eine gewisse Zeit dort zu verbringen.“

„Sport?“ fragte die junge Dame. Ihre Augen blickten rasch über seine Figur, der sie das Durchtrainierte auf den ersten Blick angesehen hatte. Als er aber verneinte, gab sie bereitwillig die Fähigkeit ihres scharfen Auges preis. Es war selbstverständlich, daß dieser Mann von Erfahrungen, Lebensreife, Weltbewandertheit restlos auch nichts mit den Fanten zu tun hatte, die ins Engadin kamen, um Ski zu fahren oder Berge zu erklettern.

„Ich würde mich freuen, wenn es Ihnen in St. Moritz gefiele“, sagte Hoch still und ein wenig traurig. Es hatten sich allerlei Gefühle aus der Begegnung in

ihm zu spinnen begonnen, die ebenfalls nach einer Fortsetzung des Zusammentreffens trachteten.

Um ihm zu erkennen zu geben, daß ihr Sinn auch auf ernsthaftere Dinge gerichtet war, fragte sie mit einem geringschätzigen Beiton:

„St. Moritz ist gewiß einer der Orte, an denen viel getanzt wird?“

Da hatte Hoch, der die Frage mißverstand, den Einfall, wie sich die Begegnung weiterführen ließe, ohne daß seine Stellung dies allzusehr gefährdete.

„Können Sie sich das anders vorstellen?“ antwortete er in einem weltmännisch näselnden Ton. „Ausgezeichnete Tanzkapellen. Die beste ist die in der Segantini-Bar. Von europäischer Geltung!“

„Werden Sie dort auch einmal mit mir tanzen, oder sind Ihre Abende besetzt?“

Sie war stolz auf den Wagemut einer solchen Frage an einen Mann, der ganz andere Dinge in seinem Leben mit sich trug als die Lockung eines Tanzes in der Segantini-Bar.

„Oh“, wehrte er ab, „es wird für mich ein Glück sein, mit Ihnen tanzen zu dürfen.“

„Weshalb?“ fragte sie mit einer weiteren Wendung ins Mutige.

„Weil . . .“, er machte eine kunstvolle Pause, „Sie aussehen, als seien Sie eine vorzügliche Tänzerin.“

„Woran sehen Sie das?“

Jetzt dachte Hoch an die Art, mit der Graf Morton mit jungen Damen verkehrte, als er ihn in den letzten Monaten im Kasino von Montreux bediente. „An der Schmalheit Ihrer Hüften!“ hörte er sich im Tonfall der Stimme Graf Mortons antworten, und er schaute mit einem ein wenig fragend zuwartenden und ein wenig träumerischen Lächeln durchs Fenster an ihr vorbei. Auch dies hatte er an dem Grafen beobachtet und es hatte ihm besonders gefallen, weil es eine so zarte Art der Strategie im Verkehr mit Frauen darstellte.

Die junge Dame strich in der Verlegenheit einmal mit beiden Händen

über ihre Hüften, hastig und bis zu den Schenkeln hinab.

„Wir werden zusammen tanzen“, bemerkte sie, „und hoffentlich sagen Sie es dann nachher auch noch.“ Sie lächelte wie zu einem Versprechen.

„Die angenehmsten Tanzabende sind am Donnerstag“, sagte Hoch. Denn der Donnerstag war sein Ausgetag.

Die junge Dame wurde in St. Moritz abgeholt. Ihre Eltern, gut aussehende Leute, und einige Freundinnen kamen auf sie zu und schlossen sie ein. Sie wandte sich noch einmal um und nahm mitten zwischen ihnen mit einem Lächeln kameradschaftlichen Einverständnisses Abschied von ihm. Auf Wiedersehen, sagte das Lächeln, und er antwortete mit einem ganz leichten Neigen des Kopfes. Eine der Freundinnen hatte trotz der Zartheit diesen letzten Grußakt bemerkt.

„Reise-Eroberung?“ fragte sie.

„Ein interessanter Mensch. Viel herumgekommen. So was wie ein Weltreisender.“

„Ja“, sagte die Freundin, „ein Mann von Welt. Man sieht es schon am Gang. Diese Füße sind an glatte Parketts gewöhnt.“

„Ich treffe ihn in der Segantini-Bar wieder. Findest du nicht auch, solch ein wirklicher Mann hat etwas an sich, das all den jungen Dachsen fehlt?“

„Es ist die Patina der Erfahrung“, formulierte die Freundin.

... Sie kam schon am ersten Donnerstag hin. Er tanzte dreimal mit ihr. Er nahm sich das seinige mit einer Zurückhaltung, zu der ihn die Unsicherheit seiner Stellung zwang. Und auf der andern Seite wurde ihm grade das ausgedeutet, als sei es der Stolz einer natürlichen Vornehmheit. Auch am zweiten Donnerstag verlief das Zusammentreffen ungestört. Aber es war Hoch immer gegenwärtig, wieviel Gefahren sich ununterbrochen zwischen seinen Traum der Donnerstag-Nächte und seine Wirklichkeit schoben. Es konnte geschehen, daß es seinen andern Kollegen, die ebenfalls am Donnerstag Ausgang hatten, auch einfiel, in die Segantini-Bar zu kom-

men . . . daß die junge Dame weitere Bekanntschaften machen, sie mitbringen würde, die ihn von seiner Tätigkeit im Hotel her kannten, sich dort vielleicht von ihm bedienen ließen . . . Ach, und die böseste: wenn der Reiz des eigenen Hotels in zwei Wochen verflogen, geht man auf Entdeckungen aus in die andern Gasthäuser, und er wird einmal der jungen Dame sich in einer der Wirklichkeit entsprechenderen Erscheinung zeigen müssen denn als ein Tänzer und Globetrotter im Engadin . . .

Und eines Tages trat dann das ein, was von allem Drohenden er am meisten gefürchtet. Nicht die Uebermittlung durch einen andern Mund sollte die Katastrophe herbeiführen, unsichtbar sozusagen und dadurch milder. Sondern der Angebeteten selber ward die Gelegenheit, ihn zu stürzen.

Er stand mitten im Speisesaal, als sie mit einer Freundin hereinkam. Er gewahrte erstarrt, wie sie erst versuchte, die Augen an die Helligkeit der Lüster zu gewöhnen und sie dann suchend durch den Raum führte. Darauf blickte sie die Freundin an und gab mit dem Kopf ein Nein-Zeichen.

Die beiden Damen setzten sich an einen Tisch, der zu dem Revier gehörte, den er als Maître d'Hôtel zu bedienen hatte. Einen Augenblick lang schoß es ihm ins Hirn, zu fliehen und dem Chef de rang die Gäste zu überlassen. Aber Pflichtgefühl, Gewohnheit und ein dunkler Zwang, der aus der Nähe der Gefahr entstand, trieben ihn herzueilen. Mit zitterndem Handgelenk schob er die Stühle hin. Er hielt Speise- und Weinkarten hin, als seien es unsichtbar glühende Bleiplatten, und bemühte sich in einem Krampf vorbeizuschauen. Es mußte etwas geschehen. Er wartete darauf. Und was geschehen mußte, würde wie eine Explosion vor sich gehen.

Doch es geschah nichts.

In einem betretenen Erstaunen erholte er sich langsam von dem ersten Schlag. Schon wagte er die Augen gegen die Richtung zu lenken, in der die junge

Dame saß. Er hörte die Bestellung der andern. Jetzt mußte er zu ihr hintreten. Sie sagte: „Und mir bringen Sie eine Bouillon und Cotelettes à la Soubise . . . und als Nachtisch . . .“

Jetzt schaute er zu ihr nieder. Ihre Augen streiften bis zu seiner Brust hinauf und gingen nach der kurzen, aber heftig wirkenden Bedrohung, bis zu seinem Gesicht emporzuklettern, in derselben Bewegung wieder zu der Karte nieder. Er sah, wie ihr Finger sich in die Spalte des „Desserts“ legte.

„Ich würde einfach den Kellner nach ihm fragen“, hörte er in diesem Augenblick die Freundin sagen.

„Nach wem?“ fragte sich Hoch beklommen, ja verletzt, denn der Rat der jungen Dame mußte jemanden betreffen, über den sie draußen schon gesprochen und den zu suchen sie hierher kamen.

Mit einem Ruck hob sich der Finger

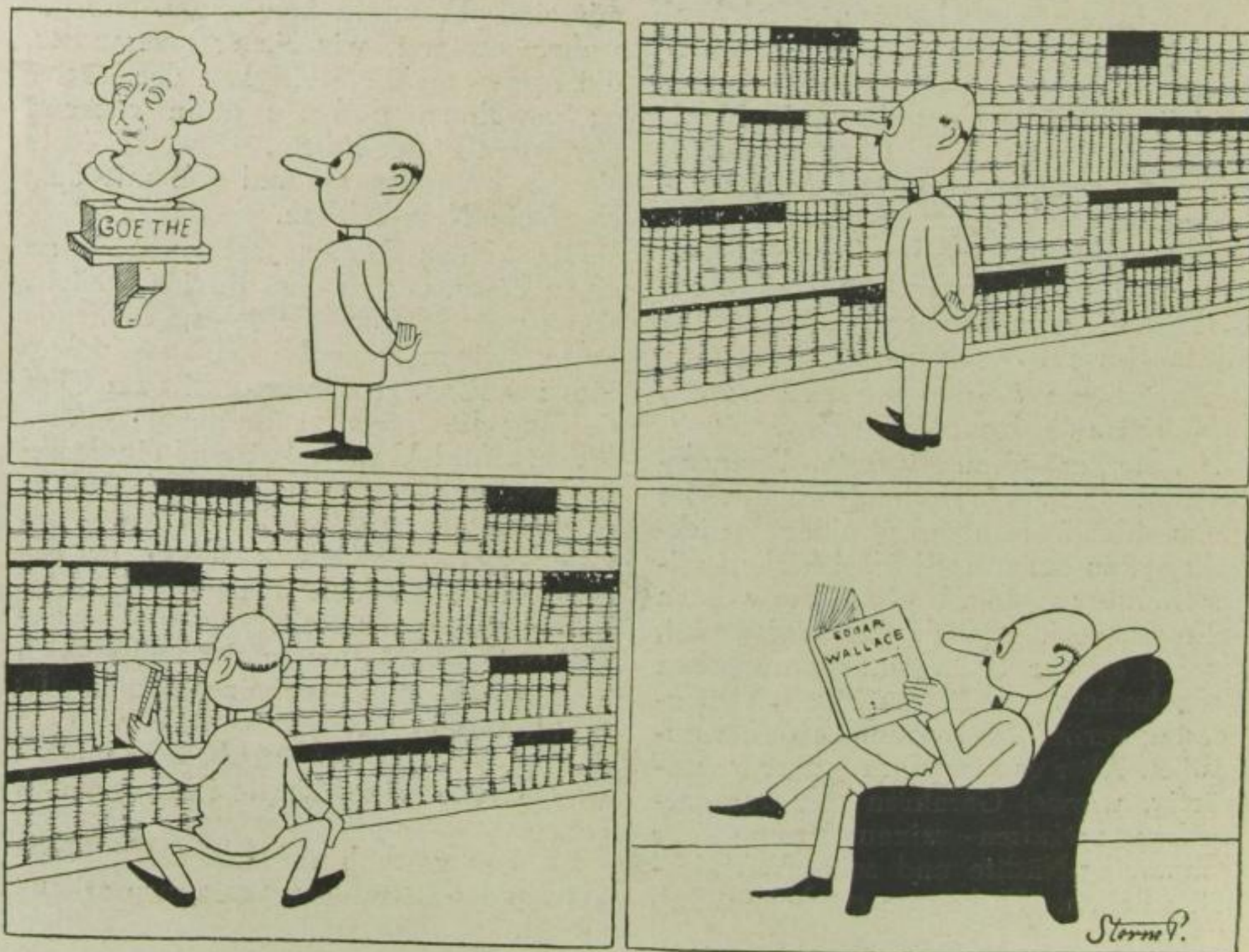
aus der Karte. Mit jenem entschlossenen Wurf, der ihre blonden Locken so mutwillig zurückschüttelte, warf sie den Kopf auf. Ihre Augen trafen sein Gesicht. Er hörte, aber wie ganz fern, ihre Stimme, die trotz des Blicks zu ihm nicht erschrocken abbrach, sondern gleichmütig fortfuhr:

„In Ihrem Hotel wohnt Herr Hoch. Möchten Sie nachfragen, ob er im Haus ist?“

Hoch sah erstarrend zu ihr nieder. Langsam wurde er sich der Wahrheit bewußt: sie erkannte ihn nicht. Er stand da nur als ein Schemen, schattenlos an die Wünsche der Menschen gebunden. Er hatte für sie keinen Namen und kein Gesicht.

Da antwortete er mit einer Stimme, die ihm zu Eis geworden schien:

„Herr Hoch? Bedauere, ist mit dem Mittagszug abgereist!“



Der große Klassiker

Zeichnung von Storm Petersen



Fot. Yva

Auf Wiedersehen morgen früh!



Wenn Sie schlechter Laune sind, erscheint Ihnen die ganze Welt schlecht gelaunt...

Kontrollieren Sie und Sie werden

Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich bin der Meinung, daß das Jahr 1952 die größten Ansprüche an unsere Lebensphilosophie stellen wird. Denn: ob Sie nun reich oder arm sind, einen guten Posten haben oder Nahrungssorgen, ob Sie alt oder jung sind — Ihr Glück hängt einzig von Ihrer Einstellung zum Leben ab. Denn Glück ist ein Seelenzustand, kein Zustand, der von äußeren Dingen abhängt. Glücksschwingungen sind zu Tausenden in der Luft, es gilt eben, sie abzufangen, sich auf die richtige Wellenlänge einzustellen, um sie zu spüren. Wie gelange ich nun zu meinem Teil

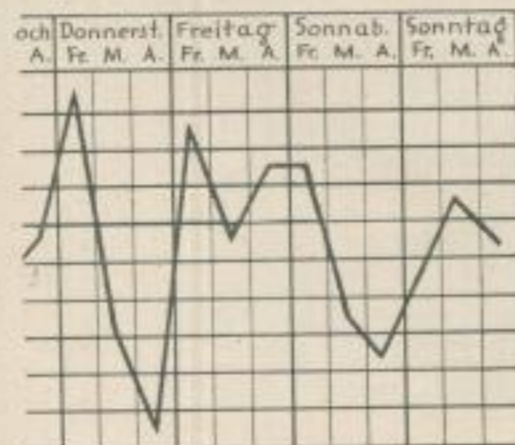


Wie Ihr Stimmungsbarometer in der ersten Woche früh (F), mittags (M) und abends (A)



... wenn Sie guter Laune sind, lächelt Ihnen die ganze Welt entgegen

Ihre Stimmungen guter Laune!



ausieht, wenn Sie nach unserem Rezept täglich dreimal Ihre Gemütsverfassung kontrollieren.

Glück? Darauf kann ich zwar kein nationalökonomisches Rezept geben, auch kein finanzwirtschaftliches, aber eins, das aus der Psychologie und Menschenkenntnis geholt ist. Denn die menschliche Glückseligkeit ist eins der tiefsten Probleme, die sich die psychologische Wissenschaft gestellt hat. Ein paar ihrer Entdeckungen auf diesem Gebiet sind recht ermutigend: sie beweisen nämlich, daß wir viel Glück verabsäumen, weil wir uns selber nicht genügend kennen oder dies Verständnis unserer selbst nicht genug ausnutzen. Wie gelange ich nun am besten zu der Entdeckung meines Selbst und damit

Kontrollieren Sie

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.
Stimmungen:	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.
glücklich															
zornig															
zufrieden															
gleichgültig															
unzufrieden															
wütend															
gerad gegen alle															
Grunderkennung															
hoffnungslos															

Die Fiebertabelle Ihrer Stimmungen für den Monat März: Zeichnen Sie hier

auf den Pfad der Glückseligkeit? Da muß man denn einen Augenblick mal darüber nachdenken, wie die „guten“ und die „schlechten“ Tage, die ja jeder an sich kennt, mit einander abwechseln, ob in diesem Wechsel etwa ein gewisses System zu erkennen ist? Es gibt Tage, da möchte man gleich beim Aufstehen die Welt umarmen, Tage, wo man Unannehmlichkeiten mit Leichtigkeit überwindet und gar nicht auf den Gedanken kommt, die Frau oder der Chef hätten

ein unbedachtes Wort böse gemeint. Wieder an anderen Tagen fängt's schon mit dem unangenehmen Brief beim Frühstück an, das Bad war zu heiß, der Kaffee zu kalt, und bald kommt der Augenblick, wo man sich fragt: Lohnt das Leben überhaupt? Das alles sagt Ihnen nichts Neues.

Neu aber ist, daß Sie sich diese Schwankungen einmal klar machen, indem Sie jeden Abend an Hand der hier aufgestellten Fragen ein kleines Verhör

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.
Stimmungen:	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.
glücklich														
zornig														
zufrieden														
gleichgültig														
unzufrieden														
wütend														
gerad gegen alle														
Grunderkennung														
hoffnungslos														

Die Fiebertabelle Ihrer Stimmungen für den Monat April: Zeichnen Sie hier

Ein Hausmittel zur

Ihre Stimmungen!

	16.	17.	18.	19.	20.	21.	22.	23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.	30.	31.
Stimmungen:	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.
glücklich																
zornig																
zufrieden																
gleichgültig																
unzufrieden																
wütend																
gerad gegen alle																
Grunderkennung																
hoffnungslos																

dreimal täglich nach dem Muster auf Seite 78/79 den Grad Ihrer Seelentemperatur ein!

mit sich selbst anstellen. Damit kontrollieren Sie sich und nehmen zugleich einen leichten Anfängerkursus für Selbsterziehung. Wollen Sie nun in den Kursus für Fortgeschrittene, so gehört schon ein wenig mehr Energie dazu: dann benutzen Sie nämlich unsere Stimmungs-Kurve, indem Sie dreimal täglich Ihren (seelischen) Puls fühlen, Ihre gute oder schlechte Laune kontrollieren und das Ergebnis einen Monat oder ein Vierteljahr lang, wenn Sie es fertig-

bringen — ein Jahr lang notieren, so wie man Fieberkurven notiert. Dann werden Sie instande sein, Ihre Laune quasi zu regulieren, grundlose Verstimmungen sofort abzustellen und zugleich eine gewisse Periodizität, die bei jedem Menschen vorhanden ist, zu erkennen. Danach können Sie dann Ihre Entschlüsse, Entscheidungen, aber auch Ihre Urteile und Empfindungen besser beurteilen, aufschieben oder nochmals überprüfen. Mit einem Schlage wird Ihnen dann

	15.	16.	17.	18.	19.	20.	21.	22.	23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.	30.
Stimmungen:	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.	Sonnt. Fr. M. A.	Mont. Fr. M. A.	Dienst Fr. M. A.	Mittw. Fr. M. A.	Donn. Fr. M. A.	Freit. Fr. M. A.	Sonn. Fr. M. A.
glücklich																
zornig																
zufrieden																
gleichgültig																
unzufrieden																
wütend																
gerad gegen alle																
Grunderkennung																
hoffnungslos																

dreimal täglich nach dem Muster auf Seite 78/79 den Grad Ihrer Seelentemperatur ein!

Stärkung Ihrer Energie!

vielleicht das tiefere Gesetz offenbar, das menschliche Beziehungen, schlecht hin „Glück“ und „Unglück haben“ genannt, regelt. Es war also nicht die Sülze, die Ihnen gestern abend, als dem einzigen unter der Gesellschaft, etwa schlecht bekommen ist; darauf ist Ihre Unlust, mit den andern vergnügt zu sein, nicht zurückzuführen; Ihre Verstimmung beruht vielmehr auf einer Disposition, die, wie Ihr Seelenkalender anzeigt, immer um diese Zeit bei Ihnen auftritt. Wozu also sich Sorgen machen, daß man einen schwachen Magen habe oder ein alter Griesgram sei, der nicht mehr versteht, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein? Auch bedeutet es durchaus keine endgültige Disharmonie zwischen Ihrer Frau und Ihnen, daß Sie just dann strahlend vergnügt und optimistisch gestimmt sind, wenn sie alles grau in grau sieht und an Ihrer Gehaltsaufbesserung endgültig zu verzweifeln droht. Nein; Sie haben nur gerade einen Ihrer glänzenden Tage, sehen die Aufbesserung Ihres Postens in nächste Nähe gerückt und werden auch sicher das Notwendige dazu in

diesen Tagen mit Erfolg unternehmen, wenn — ja, wenn Sie sich von Ihrer Frau nicht unterkriegen lassen, sondern an Hand Ihres Kalenders feststellen, daß jetzt oder nie Ihr Glücksstern scheint, weil Sie eben, wie schon voriges Jahr um diese Zeit (oder wie im vorigen Monat) in ganz großer Fahrt sind, die Frau dagegen ihre „schlechte Zeit“ hat, während der sie lieber schweigen sollte, als andere Leute mit unbegründetem Pessimismus anzustecken. Nur muß sie es eben wissen. Sie werden zugeben, ein Versuch lohnt.

Kleben Sie die Fragen und Tabellen von Seite 80/81 auf die Rückseite Ihres Taschenkalenders und kontrollieren Sie sich dreimal täglich, morgens, mittags und gegen Abend. Aber respektieren Sie Ihre Stimmung und seien Sie ehrlich: notieren Sie nicht, wie Sie sich fühlen möchten, sondern wie Ihnen wirklich zumute ist. Und wenn es Ihnen gelungen ist, für eine längere Zeitperiode Ihr seelisches Alibi vor sich selber nachzuweisen, so haben Sie eine Chance mehr in der Hand, glücklich zu sein und — andere glücklich zu machen.

Albert E. Wiggam.

Kleine Hilfsfragen zur Feststellung Ihrer täglichen Stimmungen:

War ich heute guter Laune?

1. Habe ich heute gern gearbeitet?
2. Fühlte ich mich heute ausgeschlafen?
3. War ich heute von mir überzeugt?
4. Haben mich heute Geldsorgen beschäftigt?
5. Hatte ich heute abend noch Lust, in Gesellschaft zu gehen?
6. Machte ich heute Zukunftspläne?
7. Hatte ich heute Lust, an Freunde zu schreiben, Radio zu basteln oder Schubkästen aufzuräumen?
8. War ich heute in Spendierlaune?

War ich heute schlechter Laune?

1. Hat mich heute das Verhalten meines Chefs gestört?
2. Bin ich heute bei der Arbeit schnell müde geworden?
3. War ich heute leicht aus der Ruhe zu bringen?
4. War mir heute die Gesellschaft anderer schwer erträglich?
5. Litt ich heute unter Minderwertigkeitsgefühlen?
6. War mir heute meine Familie eine Last?
7. War es mir heute ganz gleich, was ich anhatte?
8. Hatte ich heute an Frauen (Männern) wenig Interesse?



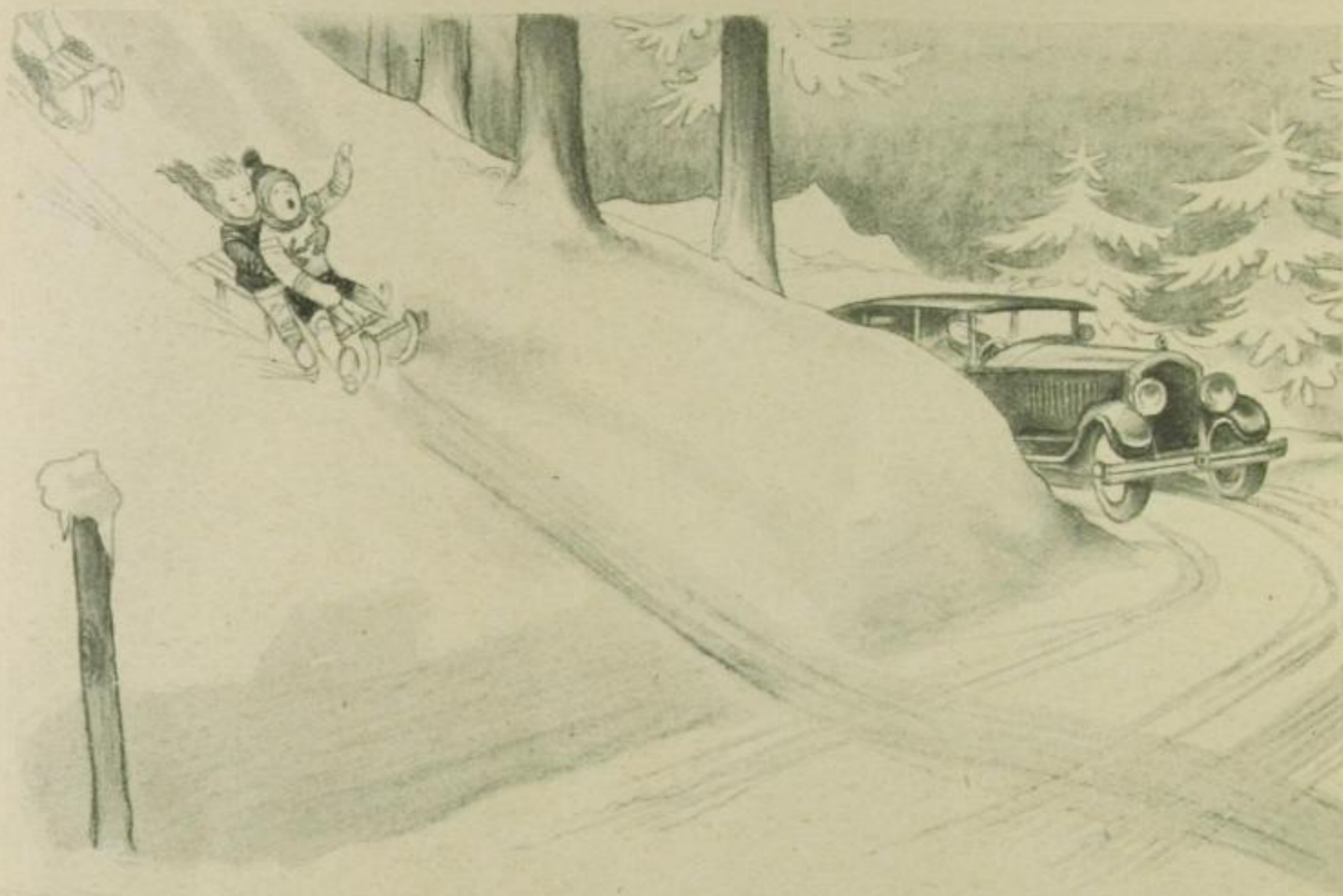
Neid auf ein Lächeln im Traum
Zeichnung von Charles Girard



Junge Schauspielerin
Aufnahme Schenker



Worpsweder Bäuerin
Aufnahme Saebens



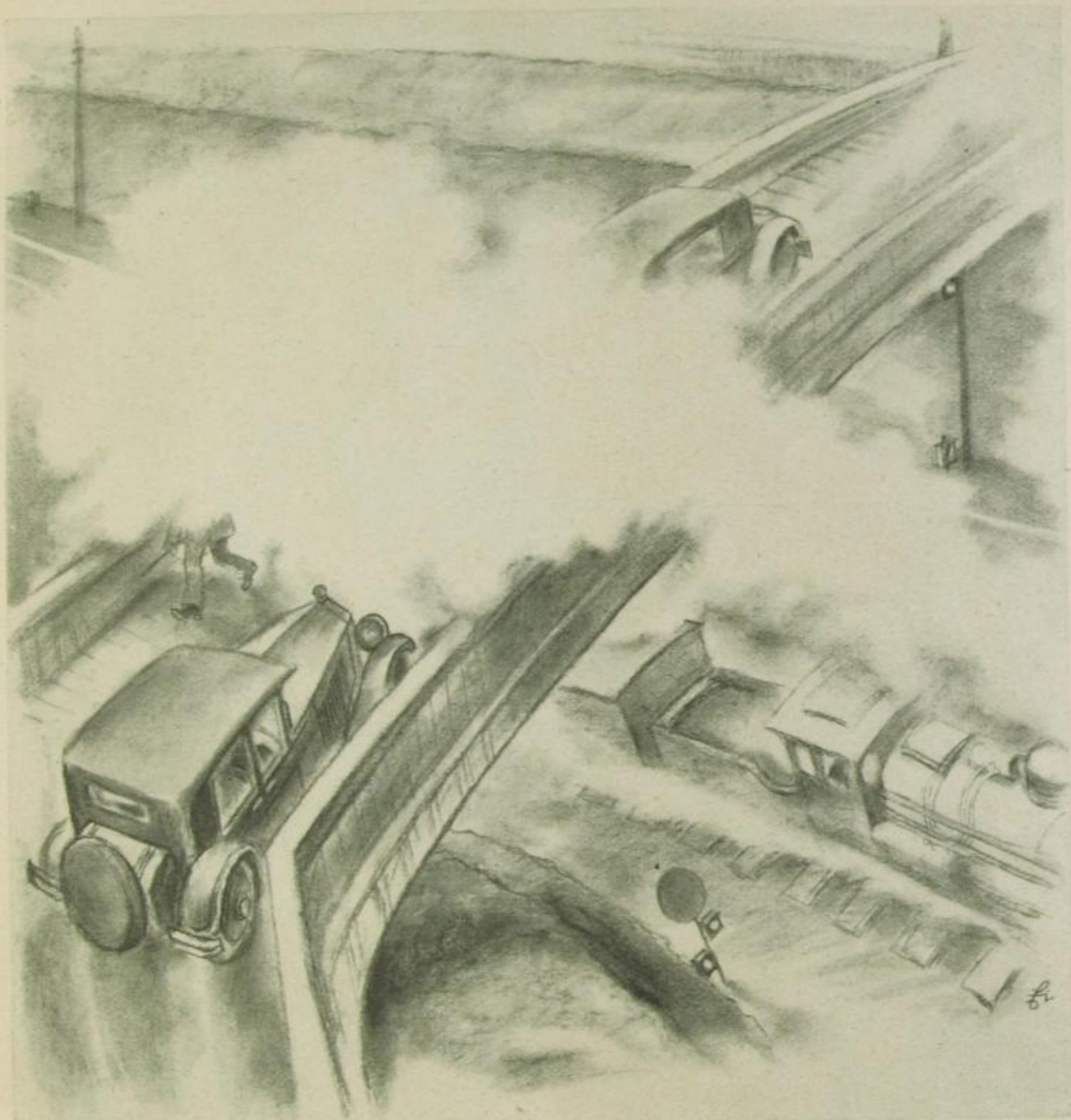
19. prämierte Einsendung: Improvisierte Rodelbahnen — eine Gefahr für Autofahrer
 „Ein Rodel, mit Kindern besetzt, schießt auf die Landstraße hinunter, die glatt von Schnee und Eis ist. Ein Auto saust heran und kann ebensowenig stoppen, wie das im Schuß befindliche Rodel. Beide stoßen zusammen.“
 Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Gustav Arndt, Dungendorf b. Neumünster.

Der „Uhu“ sammelt Verkehrsunfälle

Fünfte Fortsetzung unseres Preisausschreibens

Fünf neue mit einem Preis von **30.— Mk.** prämierte Einsendungen

Wir setzen hier die Veröffentlichung der preisgekrönten Schilderungen ungewöhnlicher Auto-Unfälle fort. Eine Übersicht über die bisher prämierten Einsendungen haben wir in der Dezember-Nummer des „Uhu“ gegeben. Wir bitten wiederholt, davon abzu-
sehen, uns die gleichen Unfälle oder ähnliche nochmals einzusenden. Bei mehrfacher
Einsendung desselben Unfalles entscheidet das Los.

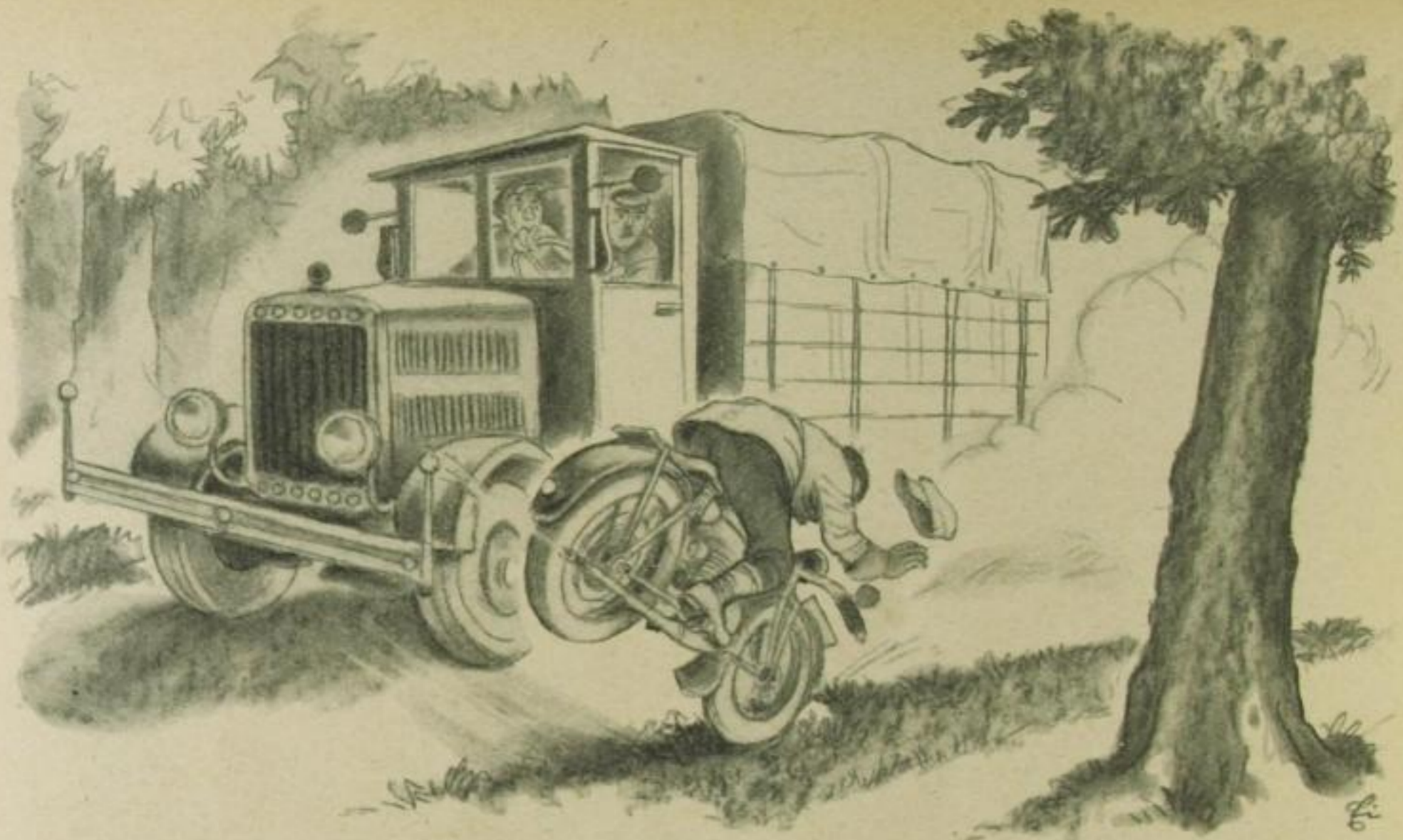


20. prämierte Einsendung: Vorsicht bei Eisenbahnüberführungen! Aufsteigender Lokomotivendampf verspermt die Sicht!

„Eine Autostrecke führt über eine Eisenbahnbrücke. Zwei Automobile, die in entgegengesetzter Richtung aneinander vorbei müssen, begegnen sich auf der Brücke. Beide sind in der Nähe der Brücke, da nebelt ein darunter heranbrausender Zug die Brücke ein. Die Fahrer können den Weg nicht mehr erkennen und fahren aufeinander los. Der Zug war vorher nicht zu sehen, da die Böschungen zu beiden Seiten höher waren. Der Zusammenstoß war unvermeidlich, obgleich beide Wagen langsam fuhren.“

Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Friedrich-Wilh. Bering, Würzburg.

Der „Uhu“ setzt diese Sammlung lehrreicher Verkehrsunfälle auch in den nächsten Nummern fort und prämiert Einsendungen von Schilderungen außergewöhnlicher Unglücksfälle bei Veröffentlichung mit einem Preis von 30 Mark.



21. prämierte Einsendung: Vorsicht vor eingewachsenen Steinen am Straßenrand beim Ausweichen.

„Auf sehr schmalen Landstraßen bin ich, wenn mir große Lastkraftwagen oder dergleichen begegnen, häufig gezwungen, mit dem Motorrad seitlich in den Grasrand auszuweichen. Einmal stand bei einer solchen Gelegenheit im Grase verwachsen ein Kilometerstein, über den ich stürzte.“

Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Dr. Feltgen, Berlin-Wilmersdorf.



22. prämierte Einsendung: Eine Lücke in der Baumallee an einer Chaussee irritiert bei Dunkelheit den Autofahrer.

„Fährt man eine mit Bäumen bestandene Chaussee entlang und es fehlt in der Kurve ein Baum, so kann man des Nachts oder auch bei Nebel glauben, die Straße ginge dort geradeaus weiter. Im nächsten Augenblick ist auch schon der Wagen die Böschung hinuntergestürzt. Hat der Sturm oder ein Unfall solche Lücken gerissen, müssen sie schleunigst ergänzt werden.“

Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Herbert Richter, Zschopau i. Sa.

Zeichnungen von Fritz Eichenberg



Ein merkwürdiger Napoleon

Der Reisende, den der Zufall durch das kleine Dörfchen Cospeda bei Jena führt, findet in dem Dorfwirtshaus „Im grünen Baum zur Nachtigall“, einer alten historischen Gaststätte, die schon zur Zeit der Schlacht von Jena und Auerstädt existierte, hinter der Theke am Bierhahn beschäftigt einen Mann in einem alten Mantel, eine schwarze Locke in die Stirn gestrichen, dessen Ähnlichkeit mit Napoleon selbst dem unbefangenen Besucher sofort auffällt . . .

N A P O L E O N

hinterm Schanktisch

Eine Sehenswürdigkeit in Thüringen

Schon als zwölfjähriger Knabe lebte Walter Lange dem Drange, Napoleon darzustellen. Als „der Kaiser“ verkleidet, läßt er sich mit einem Freunde

zusammen am Napoleonstein bei Jena fotografieren.“ So fängt die merkwürdige Geschichte dieses „Napoleon“ aus Cospeda an.

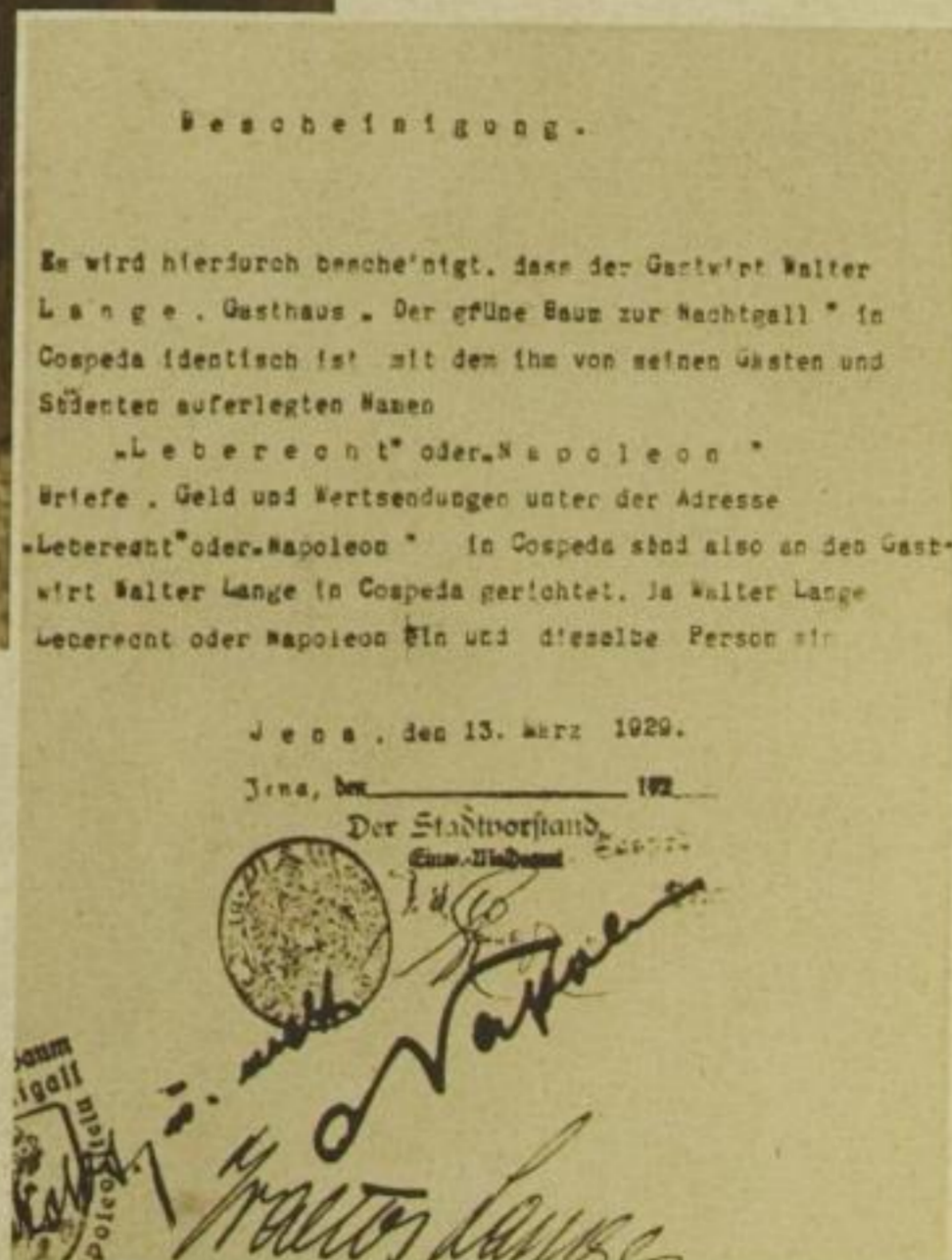


... es ist der Gastwirt Walter Lange, Besitzer des „Grünen Baums zur Nachtigall“, der nicht nur Napoleons Gesichtsform, seine untersetzte, gedrungene Gestalt und viele andere äußere Merkmale von Bonaparte besitzt, sondern auch für seine Gäste eine Uniform wie Napoleon trägt...

Der Ort Cospeda liegt in der Nähe des Schlachtfeldes von Jena. Dort gibt es den berühmten historischen Gasthof „Im grünen Baum zur Nachtigall“. Er ist eine altbekannte Kneipe der Jenaer Studenten. Der Dichter Otto Erich Hartleben nennt nach ihm ein Stu-

dentenstück „Im Grünen Baum zur Nachtigall“. Und wir wissen auch, daß Goethe in den „Grünen Baum zur Nachtigall“ ritt. In der Nähe des Lokals wird noch eine Windmühle gezeigt, von der aus Napoleon die Schlachten beobachtet haben soll. Tatsächlich befand sich aber das Biwak Napoleons einige Kilometer von Cospeda entfernt.

Walter Lange, der Gastwirt vom „Grünen Baum zur Nachtigall“, nach dem Urteil des Napoleon-Forschers Professor Holzhausen aus Bonn dem



... sich auch Napoleon nennt und von der Post und dem Stadtvorstand von Jena urkundlich bestätigt erhalten hat, daß alle „Napoleon“ adressierten Briefsendungen an ihn gehen.



Napoleon läßt sich 1931 auf dem Schlachtfeld von Jena fotografieren:

Walter Lange reitet, wie Napoleon, ein schneeweißes Pferd und läßt sich gern an dem historischen Napoleon-Stein, von dem aus Napoleon die Schlacht von Jena gelenkt haben soll, fotografieren.

großen Original täuschend ähnlich, ist auf der „Insel“ geboren, dem Ortsteil von Jena, der durch einen Saale-Arm von der Stadt abgetrennt liegt.

Im Sommer des Jahres 1925 war im Saal des Gasthofes „Im grünen Baum zur Nachtigall“ eine Veranstaltung des Königin - Luise - Bundes. Bei



So sah das Gasthaus „Im grünen Baum zur Nachtigall“ aus, als der richtige Napoleon wenige Kilometer entfernt vor 125 Jahren die Schlacht von Jena schlug.



Napoleon

Er überläßt ihnen auch gern den Kupferdruck seines Ölbildes mit seiner eigenhändigen Unterschrift.

Viele Reisende, die durch Jena kommen und von dem merkwürdigen Napoleon hören, machen einen Besuch in Cospeda, um diesen Mann in seiner historischen Uniform, auf die Platte zu bekommen.

dieser Gelegenheit wurde Lange von Studenten veranlaßt, als Napoleon aufzutreten. Einen besseren Napoleon konnte man nicht finden: in der Gestalt, im Kinn, in der Nase und vor allem in der bekannten charakteristischen Stirnlocke. Das war Langes erstes öffentliches Auftreten. Von da ab hieß er im Ort und bei den Studenten in Jena nur noch „Napoleon von Cospeda“. Die studentische Turnerschaft „Normannia“, die im „Grünen Baum zur Nachtigall“ ihre Kneipen abhielt, nahm an diesem Spitznamen Anstoß, und sie taufte den Wirt auf den Namen des Mannes um, der Napoleon

besiegte: „Leberecht“ (nach Blücher). Als die Stadt Naumburg 1928 ihr neunhundertjähriges Bestehen feierte, ritt im historischen Festzug Lange als Napoleon I. mit „Der Cospedaer Napoleon saß nachlässig zu Pferde, wie der Kaiser, nahm wie jener auf dem Schlachtfelde mit charakteristischer Geste das Fernrohr zur Hand, salutierte wie der Kaiser, und der papierne Stern der Ehrenlegion schien das einzig Unwahre an der Figur zu sein“, erklärte Professor Holzhausen, der diesen Aufzug sah.

Jetzt kommen Neugierige von allen Richtungen und aus aller Welt hergefahren, hergepilgert, um sich den „Napoleon hinter der Theke“



Napoleon erzählt von Napoleon . . .

Der Napoleon von Cospeda zeigt den Fremden ein kleines Museum, das vollgefüllt ist mit Andenken an sein großes Vorbild. Bei der Führung durch sein Museum versäumt er nie, einen echten Napoleondegen umzubinden.

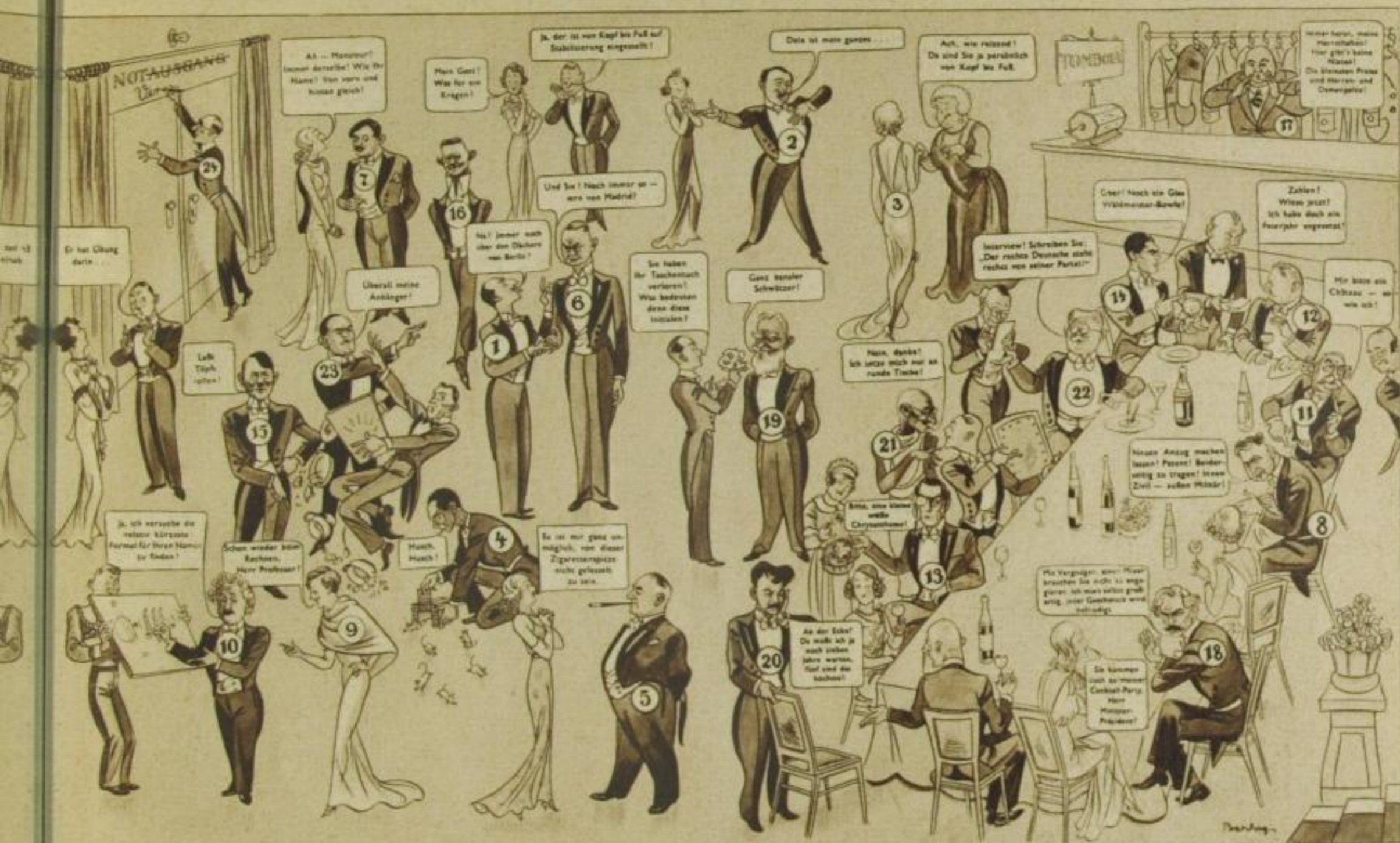


Seine strategischen Talente entwickelt der Napoleon von Cospeda mit Vorliebe, wenn er den Gästen seines Lokals beim Skat als Kiebitz Tips gibt.

anzusehen. Der Gasthof, der vorher schlecht ging, floriert. Lange zeigte seinen Gästen seine Napoleon - Andenken in einem von ihm angelegten Schlachten - Museum, seine Napoleon - Bibliothek, schreibt ihnen sein Autogramm ins Notizbuch und besteigt auch einen Schimmel und läßt sich am Napoleonstein fotografieren und selbst malen. Amerikanischer kann man kaum noch für ein Geschäft werben.

Natürlich hat der Napoleon von heute sein eigenes Mikrophon, durch das er seinen Gästen im Garten — die Speisekarte bekannt gibt.

Aufnahmen Weltrundschau



Wer hat was gesprochen?
Die in Ordnung gebrachten Aussprüche der Prominenten auf unserem Prominentenball.

Wer hat was gesprochen?

Unser rätselhaftes Ballgeflüster aus dem vorigen Heft
wird ausgeplaudert

Welche Prominenten waren auf dem Ball?

- | | | | |
|-------------|--------------|-----------------|---------------|
| 1. ALFONS | 7. LAVAL | 13. CHAMBERLAIN | 19. SHAW |
| 2. TAUBER | 8. GROENER | 14. SCHMELING | 20. STALIN |
| 3. DIETRICH | 9. BEINHORN | 15. HITLER | 21. GANDHI |
| 4. GOEBBELS | 10. EINSTEIN | 16. SCHACHT | 22. HUGENBERG |
| 5. WALLACE | 11. BRIAND | 17. SKLAREK | 23. MUSSOLINI |
| 6. SAHM | 12. HOOVER | 18. MACDONALD | 24. BRÜNING |

Die fettgedruckten Buchstaben in den Namen der Prominenten ergeben den folgenden Vers aus der „Dreigroschenoper“:

„Für dieses Leben ist der Mensch nicht schlau genug.“



Radetzkmarsch
im Handstand
Mme. Souzette
im Berliner Wintergarten

Mme Raeburn besucht ihre Wachsfigur

Eine Geschichte

von

Lady Eleanor Smith

Der Regen, der nun schon so lange mit unbarmherziger Wut die Dächer und Schornsteine überschüttet hatte, schien die große Fabrikstadt nach und nach hinter ragenden Gefängnismauern von glänzendem Stahl einschließen zu wollen. Es war in den Nachmittagsstunden und der kurze Wintertag schon fast zu Ende. Eine trübe, feuchte Dämmerung begann, die Stadt in eine graue Decke einzuhüllen. Die Laternen erwachten zum Leben. Nur wenige Leute sah man in den öden Gassen, und diese wenigen hatten Mühe genug, gegen die heftigen Windstöße anzukämpfen, und gingen tief gebückt unter ihren triefenden, schwankenden Regenschirmen daher.

Einer von ihnen war Patrick Lamb, und er war so eilig, daß er mehr als einmal über den Bordstein stolperte und in Gefahr war, samt seinem Regenschirm in die schmutzig schäumenden Fluten des Rinnsteins zu



„Sie leiden doch hoffentlich nicht an Einbildungen?“ sagte der Besitzer des Wachsfigurenkabinetts zu dem neuen Aufseher.

geraten. Er hatte Grund zur Eile, denn er war auf dem Weg, sich eine Stellung zu sichern, und fürchtete, daß er, wenn er sich verspätete, die Arbeit, die für ihn so viel bedeutete, nicht mehr erhalten würde.

Nun bog er in eine enge, dunkle Gasse ein und sah sich gegenüber einem baufälligen Ge-

bäude aus gelbem Backstein, über dessen Dach sich eine Glaskugel erhob, die mit einer Kruste von langjährigem Schmutz und Ruß bedeckt war. Eine Reihe flacher Stufen führte zu einer Pendeltür.

Er war an seinem Ziel angelangt, stieß die Tür auf und stand vor einem Drehgitter, neben dem ein mürrisch aussehender Mann saß, in einer schlechtsitzenden Uniform, ähnlich der eines Feuerwehrmannes.

„Fünzig Pfennig, bitte“, sagte der Bursche und piff durch die Zähne.

Patrick Lamb schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin kein Besucher, ich habe mit Herrn Muggivan, dem Besitzer, zu reden.“

„Aha“, sagte der Aufseher in verständnisvollem Ton und ließ ihn in ein winziges Zimmerchen eintreten. Hier saß Herr Muggivan, ein fetter, gichtiger Mann mit dicken Beinen und einem Gesicht wie eine Tomate.

„Guten Abend“, sagte Patrick zögernd. „Ich höre, hier ist die Stelle eines — eines Aufsehers zu besetzen.“

Herr Muggivan betrachtete einen Augenblick das längliche, blasse Gesicht des jungen Mannes, seine tief liegenden, grauen Augen und seinen schlanken, zierlichen Körperbau.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Meine Hauswirtin in Burystreet. Sie kannte den Mann, der zuletzt hier war.“

„Und was veranlaßt Sie, hierherzukommen?“

„Die Not. Ich brauche Arbeit. Vergangene Woche bin ich mit einer wandernden Theatertruppe hier gestrandet.“

Darauf Schweigen. Plötzlich begann Herr Muggivan zu lachen und sah seinen Besucher herausfordernd an mit seinen rotgeränderten Augen, die denen eines Schweines nicht unähnlich waren.

„Ein ziemlicher Abstieg, was? Vom Schauspieler zum Wächter von Herrn Muggivans Wachfiguren?“

„Das macht nichts, Herr. Wenn Sie mir nur gestatten wollen, sie zu bewachen, so will ich das schon verdammt gut besorgen.“

„Langer Dienst hier“, sagte der Besitzer, noch immer in wegwerfendem Ton. „Von morgens neun bis abends sieben. Eine Stunde Mittag, eine Stunde Teezeit, zwei Pfund die Woche; und der Aufseher muß eine Uniform tragen. Wird einem Schauspieler wohl nicht behagen, was?“

„Vielleicht bin ich gar kein Schauspieler“, sagte Patrick Lamb.

Herr Muggivan spuckte auf den Boden. „Ich will es mit Ihnen versuchen. Wie heißen Sie?“

Patrick nannte seinen Namen.

„Nun, Lamb“, sagte der Besitzer und erhob sich von seinem krachenden Stuhl, wobei sichtbar wurde, daß er Zeugpantoffeln trug und geschwollene Füße hatte. „Kommen Sie mit! Ich will Ihnen Herrn Muggivans Schönheiten zeigen, ehe Sie gehen. Morgen früh können Sie antreten.“

Gehorsam folgte Patrick seinem neuen Vorgesetzten einen engen, weißgetünchten Tunnel entlang, in einen großen Raum.

„Schon jemals Figuren gesehen?“

„Wachfiguren? Seit meiner Kindheit nicht mehr.“

„Fürstensaal“, erklärte Herr Muggivan in verächtlichem Ton, während er mit seiner Zunge an den Zähnen sog. Der Raum, in dem sie sich befanden, war kahl und kellerartig. Die Wände waren auch hier weißgetüncht, der Boden mit roten Teppichen belegt. In der Mitte stand ein schäbiges, rotes Plüschsofa. Aber obschon der Raum kahl erschien, so war er doch nicht leer, sondern gedrängt voll. Voll bleicher, stummer Gestalten, die steif und still in Gruppen zusammenstanden, jede Gruppe auf einem Podium. Von den Besuchern trennte sie eine rote Kordel, von der sie umschlossen waren. So standen sie da und würden voraussichtlich in alle Ewigkeit so dastehen. All diese mit Flitterkram behangenen Könige und Königinnen, Plantagenets und Stuarts, Tudors und Hannoveraner mit blassen Gesichtern und gläsernen Augen, ohne Interesse an



„Haben Sie denn die junge Giftmischerin gekannt?“ fragte der Aufseher.

all denen, die an ihnen vorübergingen und sie anschauten, eine Gesellschaft wächserner Fürsten, in eine unheimliche Scheinlebendigkeit gebannt; starr, kalt und reglos, in ihren verstaubten und vermoderten Purpurgewändern und ihrem billigen, falschen Hermelin.

Der Tür gegenüber, durch die sie gekommen waren, befand sich eine zweite Tür. Herr Muggivan ging auf sie zu.

„Kuriositäten- und Schreckenskammer“, bemerkte er in gleichgültigem Ton. Sie traten durch die Tür und befanden sich in dem zweiten Raum, der eine Wiederholung des ersten war, nur schlechter beleuchtet und womöglich noch trübseliger als der Fürstensaal, denn das Licht, das auf diesen düsteren Schauplatz fiel, hatte einen geisterhaften, grünen Schein, so wie man sich das Leuchten von Toten-

kerzen vorstellen könnte. Auch hier sah man eine dichtgedrängte Menge stiller, bleicher Gestalten, die in diesem Raum, der den Eindruck einer düsteren Grotte machte, noch bleicher aussahen als die Fürsten und noch abstoßender wirkten als diese, vielleicht weil sie in Alltagskleidern steckten und daher gar nichts Majestätisches an sich hatten, das die Fürstengewänder, so unecht sie auch waren, doch immerhin verliehen.

Aus einer Ecke leuchtete ein Gerippe hervor. Dann gab es noch einen ausgestopften Ochsen mit sechs Beinen, einen winzigen Wachszwerg und einen Riesen, der als Lokalberühmtheit galt. Im übrigen war der Raum nur noch mit Leuten bevölkert, die irgend jemand umgebracht hatten und für ihre Verbrechen der gerechten Strafe anheimgefallen waren.

Herr Muggivan schien in dem zweiten Raum mehr zu Hause als in dem Fürstensaal. Er wurde beinahe gesprächig.

„Das ist Hopkins, der norwegische Würger. Dies Tracy, der einen Polizisten erschoss. Hier John Joseph Gilmore, hat seiner Frau und seinen zwei Kindern die Kehle durchschnitten.“

Sie gingen in dem Raum umher. Neben einem schmalen, schlitzartigen Fenster, das mit eisernen Querbalken verrammelt war, sah Patrick sie zum erstenmal. Sie stand auf einem kleinen Postament, ganz für sich allein, das Abbild einer jungen Frau in einfachem dunklen Kleid von altmodischem Schnitt. Sie hatte die stolze Haltung einer Königin, und während die anderen Figuren alle vollkommen ausdruckslose Züge trugen, war sie die einzige, die mit den stolz geschwungenen Lippen und der kleinen hochmütigen Nase wirklich zu leben schien, wie es ihm vorkam; vielleicht deshalb, weil sie wie die verkörperte Verachtung aussah. So stand sie da, zierlich, graziös, die schlanken, bleichen Hände auf der Brust gefaltet, und als Patrick sie anschaute, fühlte er den kühlen, lächelnden Blick ihrer grauen Augen. Einen Augenblick klopfte sein Herz heftig, so daß

er erschrak und den Wunsch verspürte, sie genauer zu betrachten. Dann aber empfand er plötzlich ein seltsames Unbehagen und mußte den Blick abwenden.

„Wer ist diese Frau?“ fragte er hastig, wünschte aber sofort, lieber nicht gesprochen zu haben. Herr Muggivan antwortete ihm ohnehin, während er der Figur den Rücken zuwandte. „Das ist Frau Raeburn, die Giftmischerin. Und jetzt sind wir zu Ende; also kommen Sie!“

„Frau Raeburn? Der Name kommt mir bekannt vor.“

„Freilich, freilich. Er war seiner Zeit bekannt genug.“

Sie gingen weiter, dem Fürstensaal zu, und Patrick glaubte deutlich, den Blick der hochmütigen grauen Augen zu spüren, die ihm nachblickten. Die künstlichen Augen eines künstlichen Weibes, eines wächsernen Bildes! Er kam sich selbst sehr lächerlich vor.

Herr Muggivan sagte nichts mehr, bis sie wieder in dem kleinen Büro angelangt waren. Dann fragte er plötzlich, während er Patrick eine Zigarette anbot:

„Sie neigen doch wohl nicht zu Einbildungen?“

„Einbildungen? Sie meinen wohl, ob ich nervös bin. Nein, das bin ich wahrhaftig nicht. Weshalb?“

„Weil das da kein Platz ist für Leute mit Einbildungen“, erklärte Herr Muggivan und bewegte die Hand in der Richtung der Ausstellung. „Den größten Teil des Tages ist's eine sehr eintönige Sache. Aber wenn einer erst mal anfängt, sich einzubilden, die Figuren sähen ihn an, dann ist er erledigt. Der Bursche, der vor Ihnen hier war, bekam ‚Einbildungen‘; daher kommt's, daß Sie seine Stelle erhalten haben.“

Patrick begehrte plötzlich auf. „Ich kann Sie versichern, daß ich keine Einbildungen bekommen werde“, sagte er lachend. „Es mag sein, daß ich nicht grade sehr tapfer bin. Ich bin es in der Tat nicht. Aber das weiß ich, daß es mehr braucht als ein paar Puppen, um mich in Angst zu jagen.“

„Figuren sind keine Puppen“, verbesserte ihn Herr Muggivan entrüstet.

„Also denn Figuren“, und bei sich dachte er, was Figuren anbetrifft, so macht diese Figur, die Frau Raeburn, in der Tat eine gute Figur.

Aber weder er noch Herr Muggivan sprachen den Namen der Giftmischerin aus.

„Also morgen um neun Uhr“, sagte Herr Muggivan.

„Morgen um neun Uhr.“

Damit trennten sie sich.

Am nächsten Tag fiel ihm zweierlei in seinem neuen Beruf auf. Erstens, daß während seines langen und oftmals einsamen Wachhaltens bei den Wachfiguren ihn zeitweise das seltsame und unheimliche Empfinden beschlich, als sei er in einem Gewölbe zusammen mit Toten lebendig begraben, und zweitens, daß Frau Raeburn, die Giftmischerin, über Nacht aus einem lebenden, atmenden Weibe wieder zu einer Wachfigur geworden war. Das hatte etwas Beruhigendes, bedeutete aber zugleich für ihn eine Art Enttäuschung; denn er konnte nicht leugnen, daß er während der Nacht häufig an sie gedacht und durch die Aussicht, dem geraden Blick ihrer etwas spöttischen Augen wieder zu begegnen, sich unbedingt gehoben gefühlt hatte, so daß er die öden Straßen entlang geschritten war, durchglüht von einer freudigen, prickelnden Erregung, die er nur widerwillig zu unterdrücken versucht hatte.

Während der langweiligen Morgenstunden studierte er den Ausstellungskatalog und bemühte sich, alles, was über die Fürsten und die Verbrecher darin berichtet wurde, zu behalten. Er war an Auswendiglernen gewöhnt, und nach drei Stunden hatte er sein Pensum erledigt, mit einer Ausnahme jedoch. Ein seltsamer Widerwille hielt ihn davon ab, für sich allein den kurzen Bericht über Frau Raeburns Verbrechen im Katalog durchzulesen und so vermittels eines gewöhnlichen, schmutzigen Paragraphen zu erfahren, daß sie ein ganz

niederträchtiges Weib gewesen, ein Ausbund von Laster und Grausamkeit. Er nahm sein Taschenmesser und schnitt den Bericht ihrer finsternen Taten aus dem Katalog. Dennoch blieb sie während der Morgenstunden eine leblose Figur, und, nachdem er einmal nach ihr hingeschaut hatte, war er froh, sie nicht mehr ansehen zu müssen. Er ging zum Essen und kehrte zu seinem langen Nachmittagsdienst zurück. Nur wenige Leute besuchten die Ausstellung: ein paar Schulkinder in Begleitung einer ältlichen Tante, zwei junge Mädchen, die kicherten und ihn scheu ansahen, ein alter Mann und ein Liebespaar, das seine Anwesenheit augenscheinlich als höchst störend empfand.

Es war neblig draußen, und die Dämmerung kam rasch. Als er durch den Fürstensaal schritt, wurde er sich zum erstenmal an diesem Tag seiner Einsamkeit bewußt. Wieder überkam ihn das Gefühl, zwischen Toten begraben zu sein, jetzt aber noch verstärkt durch eine niederdrückende, lastende Langeweile, während es am Morgen mit einer Art Abenteuerlust verknüpft gewesen war. Seine eigenen Schritte, der einzige Laut in dem stillen Raum, klangen unheimlich an sein Ohr. Gern hätte er geraucht, aber das war begreiflicherweise verboten. Plötzlich wandte er sich um, und einem Verlangen nachgebend, das mit jeder Minute stärker wurde, begab er sich in den nächsten Raum, die Kuriositäten- und Schreckenskammer. Die blassen Gesichter der Verbrecher leuchteten aus dem düsteren Zwielficht, den Blick nach oben gewandt, als begrüßten sie das erste graue Dunkel der beginnenden Nacht. Wieder lag ein grünlicher Schimmer über ihnen, und sehr traurig und resigniert sahen sie aus, ohne Hoffnung auf ein Ende ihres langweiligen Aufenthalts in diesem düsteren Raum, der von einer Atmosphäre langsamen Verfalls erfüllt war.

Er ging geradenwegs auf die Figur der Frau Raeburn zu, die ruhig, schlank und aufrecht auf ihrem Podium neben dem verrammelten Fenster stand. Noch nie war er so nahe gewesen. Ihre Blicke

trafen sich, und wieder bemerkte er den Schein von Leben, der ihn tags zuvor so eigenartig berührt hatte. Er starrte ihr einige Augenblicke in das blasse, feingeschnittene Gesicht, in die offenen, spöttischen Augen. Es war, als ob sie seinen forschenden Blick ernst und verächtlich und zugleich mit Interesse und ein wenig Humor erwiderte.

„Sie sieht aus wie eine Frau, die an neugierige Augen gewöhnt ist“, dachte er, „und wohl imstande, sich gegen zudringliche Blicke zu wehren.“ Plötzlich, zu seinem größten Erstaunen, redete er sie an, und seine Stimme klang seltsam durch den stillen Raum.

„Ich möchte wissen, was du getan hast“, fragte er erregt, „um Himmels willen, was kannst du angestellt haben, daß du hier bist?“

Während der langen Pause, die folgte, fuhr er fort, sie genau zu beobachten. War es Einbildung, oder bewegten sich ihre Lippen wirklich, und zwinkerte sie als Antwort mit dem einen Auge? Plötzlich drehte er sich rasch um, denn aus den Reihen der hinter ihm stehenden Figuren vernahm er einen leise raschelnden Laut oder glaubte ihn zu vernehmen. Und dann war er auf einmal erlöst, denn zwei kleine Knaben trabten herein, um den Kuriositäten und Greueln einen Besuch abzustatten.

Den ganzen nächsten Tag verbrachte er im Fürstensaal. Hier bei den leblosen Kleiderpuppen, den längstverstorbenen Königen, fühlte er sich sicher. Im anderen Raum jedoch drohte ihm Gefahr. Davon war er überzeugt. Und obgleich er sich nach dem Anblick der Frau Raeburn sehnte, hielt er sich auch am übernächsten Tag fern. Dann kam der Samstag und mit ihm ein fast ununterbrochener Strom von Besuchern, die auch das düsterste Gewölbe in einen prosaischen, alltäglichen Aufenthaltsort umzuwandeln vermögen. Danach war Sonntag, ein freier Tag.

Als er am Montag wieder in die Ausstellung kam, lachte er sich selbst aus und schalt sich einen blöden Narren. Es

hatte aufgehört zu regnen, und in dem blaßgrauen Sonnenschein, der durch das verrammelte Fenster lugte, schien sogar Frau Raeburn nichts anderes als eine geschickt ausgeführte Wachspuppe in Lebensgröße. Und mit ihr hatte er geredet, als ob sie lebendig sei und ihn hören und verstehen könne! Er war über sich selbst entrüstet.

Aber in der rasch zunehmenden Dämmerung ging wieder eine Veränderung mit den Verbrechern vor. Wie es ihre Gewohnheit war, verwandelten sie sich in dem nächtlichen Dunkel in die abscheulichen Bösewichter, die sie während ihres Lebens gewesen waren. Sie schienen sich zu recken, wie erlöst von ihrer langen Unbeweglichkeit, nickten vielleicht einander zu, winkten sich sogar, gähnten und warteten geduldig auf den Schluß der Ausstellung. So dachte es sich Patrick. Aber es war schwer, etwas zu erkennen, so dicht lagerten schon die Schatten in dem einsamen, vergessenen Raum.

Er trat zu der Figur der Frau Raeburn und war nicht erstaunt, ihre lebendigen, glänzenden Augen fest und mit fast fieberhafter Intensität auf sich gerichtet zu sehen, als wartete sie darauf, daß er nach seiner dreitägigen Abwesenheit nochmals zu ihr spräche. Aber er schwieg. Er betrachtete ihren stolzen schönen Mund, ihre schmalen bleichen Hände und ihren schlanken Hals und gestand sich, daß er sie begehrte. Nicht als ob er den Wunsch gehabt hätte, sie zu berühren. Aber er spürte das leidenschaftliche Verlangen, dieser steife, wächserne Körper möge schmelzen und sich in lebendiges, warmes Fleisch und Blut verwandeln. Irgendwie, irgendwo mußte dieses Wunder geschehen. Denn er fühlte, daß, wenn es ihm nicht gelänge, sie zu besitzen, er unweigerlich krank werden und dahinsiechen würde. So stark war der Zauber, mit dem sie ihn gebannt hatte. Sie war „la belle dame sans merci“ und er in ihrer Gewalt.

Plötzlich sprach er zu ihr, leise, kaum wissend, daß er es tat.

„Du bist eine Hexe“, sagte er, „und ich bin dir mit Leib und Seele verfallen. Du müsstest verbrannt werden. Und da du aus Wachs bist, wäre es nicht schwer, dich zu vernichten. Ich hätte gute Lust es zu versuchen.“

Diesmal aber war es kein Irrtum. Ein boshaftes Lächeln zeigte sich in ihren Augen, und ein seltsamer, koboldartiger Zug trat auf ihre Lippen. Sie verhöhnte ihn offensichtlich. Und wieder erhob sich in den Reihen hinter ihm ein aufgeregtes Gemurmel. Und wieder wurde er durch Schritte aus der Außenwelt erlöst. Er wandte sich rasch um. Eine Frau betrat den Raum.

Patrick riß sich zusammen und war wieder der aufmerksame, respektvolle Aufseher.

Die Frau zögerte einen Augenblick, dann kam sie langsam auf ihn zu. Sie war ältlich und untersetzt und ging gebückt an einem Stock.

Er verbeugte sich höflich. „Sie wünschen, Madame? Kann ich etwas für Sie tun?“

„Jawohl“, lächelte die alte Frau. Ihre Stimme klang klar und bestimmt, wie die Stimme eines Menschen, der gewohnt ist, zu befehlen. „Ich habe dummerweise versäumt, mir am Eingang einen Katalog zu kaufen; und da ich alt bin und nicht mehr so gut zu Fuß wie einst, so möchte ich Sie bitten, mir etwas über die Wachsfiguren zu berichten. Das hier sind die Verbrecher, nicht wahr?“

Patrick, nur zu froh, sich in der gewohnten Weise betätigen zu dürfen, begann mechanisch:

„Jawohl, Madame. Hier rechts sehen Sie Richard Sayers, den schottischen Leichenräuber. Er hat zwei Leute erschossen, ehe man ihn festnahm, und er beteuerte bis zuletzt seine Unschuld. Der nächste ist Jack, der Aufschlitzer, so wie Herr Muggivan ihn sich vorgestellt hat. Dieser Verbrecher ist nie gefaßt worden. Die Figur von ihm wurde modelliert nach der Beschreibung seines Aussehens von Leuten, die versicherten, ihn vor oder nach seinen abscheulichen

Untaten gesehen zu haben. Neben Jack, dem Aufschlitzer, sehen Sie Landru...“

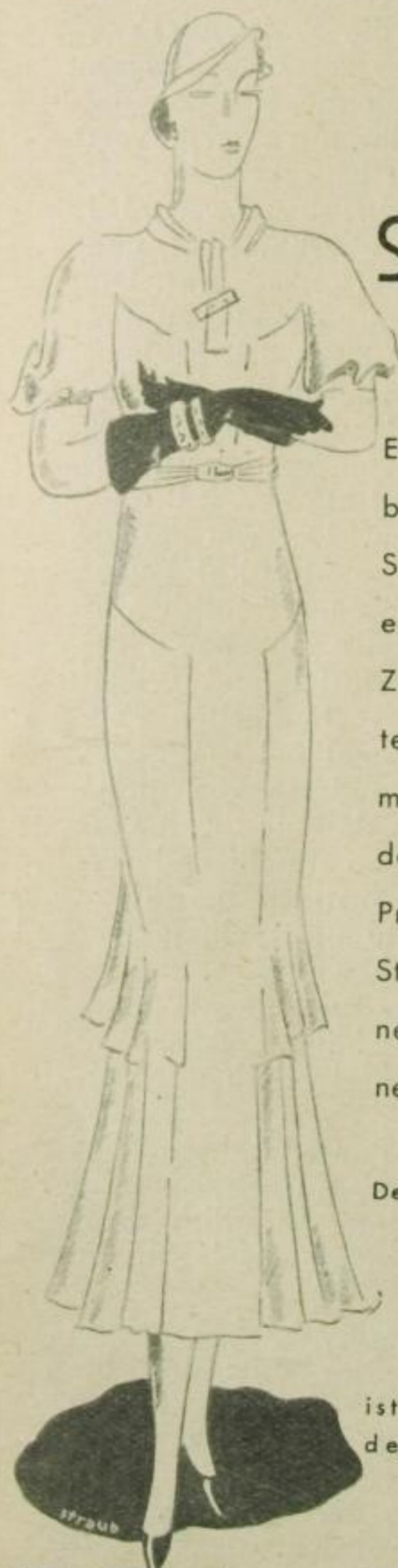
Während er das alles eintönig herunterleierte, dachte er mit Schrecken an den Augenblick, da die Reihe an Frau Raeburn käme und er gezwungen wäre, ihr nochmals in das bleiche, fremde Antlitz zu sehen und ihren ruhigen, verächtlichen Blicken zu begegnen.

Lange hielt er sich bei dem Zwerg, bei dem Riesen, der Lokalberühmtheit, und bei dem mißgestalteten Ochsen auf. Die alte Frau hörte ihm aufmerksam zu und ihre Augen blitzten durch den Schleier hindurch. Einige Male stellte sie eine Frage; aber in der Hauptsache schwieg sie und schien angenehm vertieft in diesem monotonen Bericht abscheulicher, teuflischer Verbrechen. Der von Patrick gefürchtete Moment konnte nicht länger hinausgeschoben werden. Endlich war man bei Frau Raeburn angelangt, die schlank, hoch aufgerichtet und selbstbewußt neben dem verrammelten Fenster stand. Auf einmal fiel es Patrick ein, daß er nichts anderes von dieser Mörderin wußte, als daß sie durch Gift getötet hatte. Er blieb stumm und vermochte keinen blutrünstigen Bericht zu geben, ja, er kannte nicht einmal ihr Opfer. Nur das eine wußte er, daß sie jung und schön war und einen Zauber um ihn gesponnen hatte. Aber das konnte er der Besucherin doch nicht erzählen.

Es entstand eine Pause, während der die alte Frau die Figur aufmerksam und schweigend betrachtete. Endlich murmelte er: „Das ist Frau Raeburn, die Giftmischerin.“

Während er sprach, warf er einen raschen Blick auf die Figur und bemerkte, daß sie wieder ausdruckslos und maskenhaft dastand, ohne sich weder für ihn noch für seine Begleiterin zu interessieren. Seine Hexe war wieder zur Wachsfigur geworden.

Die alte Frau schlurfte näher zu der Figur heran und betrachtete sie mit einer gewissen eindringlichen Aufmerksamkeit. Dann wandte sie sich zu ihm und sagte in kritischem Ton:



Warum **IDEA** SCHMUCK?

Ergänzung meines weltberühmten Fahrner-Schmucks. Schaffung eines billigen idealen Zeitschmucks für weiteste Kreise. Serienmäßige Herstellung, daher ungewöhnliche Preiswürdigkeit. Echte Steine, 935 Silber. Der neue große Wert zu neuen kleinen Preisen.

Der blau-schwarze Ring



ist das Kennzeichen
des **IDEA**-Schmucks

IDEA - SCHMUCK

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim

„Das Bild ist nicht gut getroffen.“

Er fuhr zusammen und starrte sie an, unfähig, den Sinn ihrer Worte zu begreifen. Dann fragte er:

„Sie haben sie gekannt?“

Sie gab ihm keine Antwort, sondern sagte, indem sie die Figur immer noch scharf ansah:

„Sie hatte mehr Würde, mehr Haltung, und ich glaube auch, daß sie phantastischer war. Aber es ist schon so lange her.“

Während sie sprach, veränderte sich ihr Gesicht andauernd.

Er zitterte, und seine Hände waren eiskalt. In unbewußt drohendem Ton fragte er nochmals:

„Sie haben sie gekannt?“

Jetzt sah ihn die alte Person zum erstenmal an und schien ihn genau zu betrachten. Sie kicherte, und so unerwartet, so geisterhaft klang dieser schwache glucksende Laut, in der Stille des dämmerigen Raumes, daß er zuerst glaubte, eine der Wachfiguren habe gelacht.

Noch immer kichernd sagte sie:

„Ich bin Frau Raeburn.“

Und als er nicht antwortete, schlug sie den Schleier zurück. Sie war jünger, als er zuerst gedacht. Sie hatte ein dickes, grobes, fettwangiges Gesicht, blaß und ungesund, mit mongolischen, vorstehenden Backenknochen. Ihre Nase war kurz und dick, und über ihre Wangen zogen sich zwei tiefe Furchen von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln hinunter. Ihre scharfen, grauen Augen verschwanden beinahe in dicken Fleischwülsten. Unter dem schlechten, alten Hut sah eine unordentliche Strähne grell orangegelb gefärbten Haares hervor. Dieses Gesicht, das Patrick unverschämt angrinste, und auf dem die Spuren der gemeinsten, obszönsten Laster eingegraben waren, so verderbt und so brutal, daß es gradezu tierisch wirkte — dieses Gesicht schien wie die Teufelsfratze eines Wasserspeiers in der Luft zu schweben und über sein Entsetzen und seine Verwirrung zu triumphieren.

Dann zog das Weib rasch den Schleier wieder herab und sagte mit ihrer klaren, wohlklingenden Stimme in scharfem Ton:

„Euer Bild sieht mir nicht ähnlich.“

Im nächsten Augenblick war sie fort, während hinter ihr die Figur von Frau Raeburn, der Giftmischerin, bleich und fremd auf ihrem Podium stehen blieb und, von einer Flut kalten, frostigen Mondlichtes übergossen, noch kühler und bleicher wirkte als je zuvor.

Patrick stürzte hinter der alten Frau her, nicht weil er sie gern nochmals gesehen hätte, sondern weil ihm von beiden die Wachsfigur jetzt am widerwärtigsten schien. Als er jedoch den Fürstensaal erreicht hatte, war sie bereits verschwunden.

Elend und zitternd wartete er, bis die Uhr sieben schlug und die Ausstellung geschlossen wurde. Dann sah er sich nach Herrn Muggivan um und fand ihn in seinem Büro, die Zeitung lesend, die Füße auf seinem Schreibtisch.

„Guten Abend“, sagte Patrick. „Ich muß Ihnen etwas erzählen.“

Herr Muggivan legte die Zeitung hin.

„Mein Gott, Mensch, wie sehen Sie aus? Was ist denn geschehen?“

Patrick holte tief Atem und sagte:

„Wissen Sie, wer heute nachmittag hier war?“

„Nein“, entgegnete Herr Muggivan. „Ich bin Besitzer eines Wachsfiguren-Kabinetts, aber kein Hellseher. Wer war denn da?“

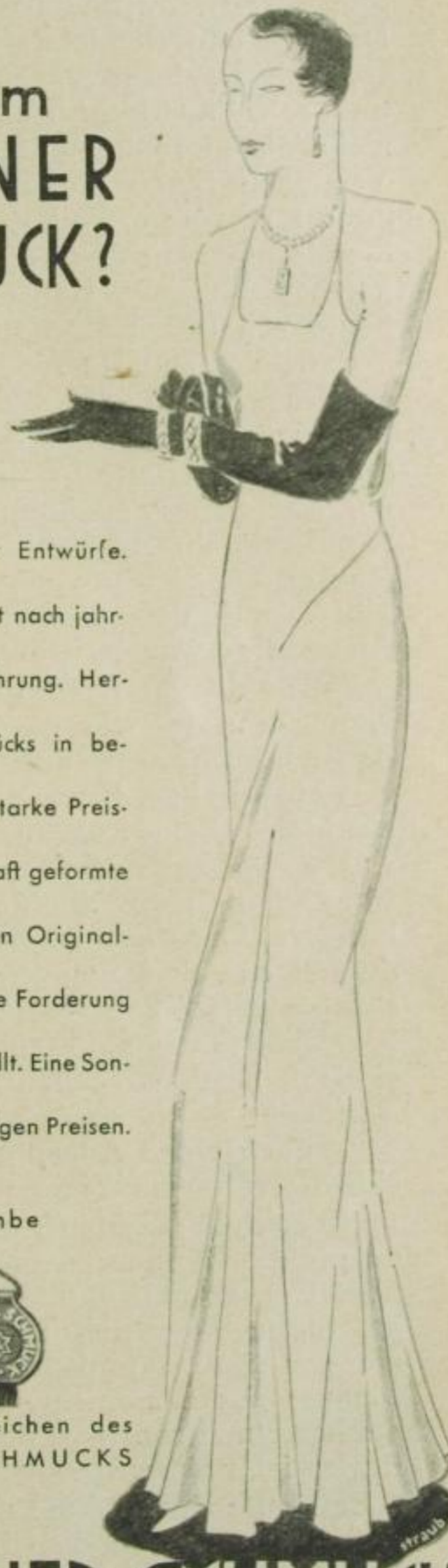
„Frau Raeburn. Die lebende Frau Raeburn. Sie wollte sich ihr Porträt ansehen. Gerade eben ist sie weggegangen.“

Herr Muggivan starrte ihn an. Sein rotes Gesicht wurde seltsam fleckig; es bekam rote und weiße Stellen, wie Patrick gleichgültig bemerkte.

„Was? Frau Raeburn?“

Herr Muggivan erhob sich schwerfällig von seinem Stuhl: „Also, Frau Raeburn! Jemand hat sich einen Ulk mit Ihnen erlaubt. Außerdem kennen Sie ihren

Warum FAHRNER SCHMUCK?



Vielseitigkeit der Entwürfe.

Werkstätten-Arbeit nach jahr-

zehntelanger Erfahrung. Her-

stellung jedes Stücks in be-

grenzter Anzahl, starke Preis-

senkung, meisterhaft geformte

Schmuckauslese in Original-

Ausführungen. Eine Forderung

unserer Zeit ist erfüllt. Eine Son-

derklasse zu mäßigen Preisen.

Die Plombe



ist das Kennzeichen des
FAHRNER-SCHMUCKS

FAHRNER-SCHMUCK

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim

Katalog nicht richtig. In der Tat Frau Raeburn!"

Damit nahm er ein Schriftstück von seinem Schreibtisch, leckte an seinem Daumen und wendete eine Seite um.

„Frau Raeburn“, sagte er sehr laut und sah Patrick nicht an, „wurde vor mehr als zwanzig Jahren aufgeknüpft. Verstehen Sie? Aufgehängt, weil sie ihren Mann ermordet hatte. Also können Sie sie unmöglich heute nachmittag hier gesehen haben. Und nun genug für heute von Ihrem Unsinn.“

Patrick erwiderte nichts. Was sollte er auch wohl erwidern? Auch Herr Muggivan unterbrach das Schweigen nicht, sondern watschelte im Zimmer auf und ab, zog seine Zeugpantoffeln aus und seine Stiefeln an, schlüpfte in seinen Mantel und stülpte sich eine karierte Mütze auf den Kopf. Im nächsten Augenblick war er draußen.

Patrick löschte im Büro das Licht aus. Dann ging er wie gewöhnlich in die Ausstellungsräume, um auch dort das Gas abzudrehen, bevor er für die Nacht abschloß. Sein Kollege am Drehgitter war schon nach Hause gegangen. Er war allein, ganz allein mit mehr als hundert Wachfiguren. Es war nun ganz dunkel draußen, denn der Mond hatte sich hinter Wolken verborgen. Ein starker Wind hatte sich erhoben und warf sich mit heftigen Stößen gegen die Fensterläden.

Er blieb einen Augenblick stehen, um sich die verbotene Zigarette anzuzünden.

„In solchen Nächten“, überlegte er, als er auf die Fürsten zutrat, „gehen sicher böse Geister um, und die Hexen reiten auf ihrem Besenstiel durch die Luft und schreien ihre satanischen Gelüste laut hinaus; und Vampire und Teufel und Zauberer und sonstiges unheimliches Ge-lichter ist unterwegs.“

Er stellte sich auf die Fußspitzen, um die Gaslampe über dem blassen, leidenschaftslosen Gesicht König Heinrichs II. herunterzuziehen. „In alten Zeiten wurden die Hexen verbrannt. Und wenn diese bösen Weiber verbrannt waren, konnten sie kein Unheil mehr anrich-

ten“, dachte er, „sondern waren samt ihren Zauberkünsten für immer vernichtet. Wahrhaftig ein gutes Werk hatte man damit getan.“

Er betrat den nächsten Raum.

*

In der Nacht bemerkten die Bewohner der Stadt zu ihrem großen Erstaunen einen roten Schein am Himmel über den Dächern einer fernabliegenden Straße. Dann kam mit Klingeln und dem Lärm ihrer Motorspritzen die Feuerwehr und hinter ihr drein eine aufgeregte, schreiende Volksmenge. Herrn Muggivans Wachfiguren-Kabinett brannte, und keiner wollte sich dieses Schauspiel entgehen lassen, um so mehr, als es nichts kostete.

Es herrschte ein heftiger Sturm in dieser Nacht, und er fachte die Flammen so mächtig an, daß die Leute mit ihren Spritzen nicht gegen sie ankommen konnten und in ihrer Hilflosigkeit einen traurigen Anblick boten. Jetzt stürzte mit lautem Krachen das Dach zusammen. Triumphierend erhoben sich die Feuer-säulen, als wüßten sie, daß sie ein Werk der Reinigung vollzögen, indem sie eine Hexe vernichteten.

Als der Morgen kam, war Herrn Muggivans Wachfiguren-Kabinett eine durch-näste, rußige Ruine. Eine Menge Fi-guren waren gänzlich zerstört. In der Kuriositäten- und Schreckenskammer gab es jedoch mehrere Ueberlebende. Einige davon waren sogar ganz unversehrt. Frau Raeburn zum Beispiel schien vollkom-men heil aus der Feuerprobe hervor-gegangen zu sein. Jedoch bei näherem Zusehen zeigte es sich, daß sie doch nicht ganz unversehrt geblieben war. Ihr wächsernes Gesicht war geschmolzen, und die zerfließende Masse hatte ihre Züge verzerrt und ihnen ein seltsames teuflisches Grinsen aufgeprägt. Bis auf ihre stolze Haltung war sie vollkommen unkenntlich. Nahebei, wo die Flammen am heftigsten gewütet hatten, lag ein verkohltes, durchweichtes Kleiderbündel. Es war ein menschlicher Körper, der Körper eines jungen Mannes.

Berechtigte Übersetzung von B. Oswald.

Das ist England

Von Wolf Zucker

Fortsetzung von Seite 16

Das ist grade das Entscheidende: Die Antiquität ist in England kein Museumstück, kein Objekt für die Glasvitrine, sondern bleibt Gebrauchsgegenstand. Londoner Häuser aus Queen Annes Zeit (Ende des 17. Jahrhunderts) sind genau so bewohnt wie die Reihenhäuser von heute. Die Jahrhunderte schmiegen sich ohne großen Kontrast aneinander und ergeben erst zusammen dieses eigenartige Ganze — England.

In diesem Zusammenhang ist aber auch auf die Landschaft hinzuweisen, diese köstliche weiche, sattgrüne englische Landschaft, die vor allem im Süden stets still und gelassen bleibt. Diese Landschaft ist das konservativste in England. Der industrielle Reichtum der Insel hat es gestattet, das Land wie einen Park fast unberührt zu halten. Seit wenigstens einundeinhalb Jahrhunderten hat sich sein Bild kaum verändert. Wohl sausen jetzt Autos über glänzende Chausseen, aber rechts und links liegen wie eh und je noch die kleinen Dörfer und Landstädte unter ihren gekrümmten Dächern, und seit Jahrhunderten kündigt derselbe Glockenschlag von den viereckigen normannischen Kirchtürmen die Zeit der Mittagsstille. Einsam liegen noch die alten Gasthöfe, die „Inns“, auf windigen Hügeln oder versteckt in Tälern voller Buschwerk. Eine halbe Stunde vom rauchigen London entfernt schreit das Käuzchen über die nassen Nachwiesen und der Fluß strömt unter überhängenden Bäumen dahin, unter die am Abend das Wild tritt, still äsend und voller Frieden. Die Landschaft ist das beherrschende Moment in England, sie wird nicht verändert, da sie nur wenig bewirtschaftet wird. Aus ihr schöpfen die Menschen die Kraft zum Gleichmaß, zu ihr kehren sie immer wieder zurück, und sei es auch nur für ein kurzes Wochenende.



*Schönheit des Teints
beruht auf Reinheit
der Haut —*

Reinigen Sie deshalb Ihre Haut regelmäßig und — vor allem — gründlich. Sie müssen aber wissen, woraus Ihre Teintseife besteht.

Wir sagen Ihnen, daß die echte Palmolive-Seife aus Oliven-, Palm- und Kokosnußölen hergestellt ist. Sie enthält keinerlei andere Fette. Diese Öle werden nach einem Geheimrezept miteinander vermischt, an dessen Erforschung unsere Chemiker jahrelang arbeiteten.

Der milde Palmolive-Schaum reinigt absolut gründlich und dabei so schonend, daß er die Haut gleichzeitig weich und schön macht.

2 x 2 Minuten am Tag — mehr Zeit brauchen Sie nicht zu dieser weltberühmten Schönheitspflege. Massieren Sie morgens und abends Ihre Haut mit dem üppigen Schaum der Palmolive-Seife. Spülen Sie ihn zuerst mit warmem, dann mit kaltem Wasser ab. So. Blicken Sie in den Spiegel. Wie rein ist Ihre Haut — wie zart, frisch und schön.

Die echte Palmolive-Seife wird mehr gekauft, mehr empfohlen, aber auch mehr nachgeahmt als alle anderen Toilette-Seifen der Welt. Achten Sie deshalb stets auf ihre grüne Packung mit schwarzem Band und Goldaufschrift Palmolive.

PALMOLIVE

DEUTSCHES ERZEUGNIS

Jugendlicher Charme
durch
KOLYNNOS
ZAHNPFLEGE



Seien Sie ehrlich
zu sich selbst...

Sie sind intelligent,
liebenswert und er-
fahren — aber entspricht
Ihre äußere Erscheinung
Ihren inneren Qualitäten?

Kommen Sie zu uns, wir beraten
Sie, wir helfen Ihnen!

Verjüngung des Gesichts, Beseiti-
gung jeglicher Falten, Ohren-,
Lippen- und Nasenfehler, Hebung
gesunkener Wangen, Brüstebe-
richtung usw. schmerzlos und
narbenunsichtbar. Ärztl. Leitung.

Zahlungserleichterung. Drucks. frei. Briefanfr. Rückporto.
Broschüre mit etwa 60 Doppelbildern geg. 50 Pf. in Marken

**PROF. BIHLMAIER'S INSTITUT
FÜR KÜNSTLERISCHE CHIRURGIE**

Berlin W15, Kurfürstendamm 38-39, Ecke Knesebeckstraße
Sprechzeit 17—18 Uhr / Fernsprecher: J1, Bismarck 960

Ballade vom tiefen Baß

Von Orio Vergani

Fortsetzung von Seite 44

Hier ist es, wo er sich wie zu Hause fühlt, zwischen den Klippen der Hölle, den Irrlichtern und dem scharfen Geruch des Schwefels. „Satan“ — welch herrliches Wort! Hinkend geht er einher, aber als Herr. Ab und zu spricht er Latein und grüßt mit „Ave!“ Seine Stimme ist heiß wie das glühende Pech, tief wie der Abgrund, rauh wie die Qualen. Er erscheint halbnackt, zwischen den Dämpfen des Kosmos, von oben bis unten beleuchtet, als hätte er sich aus einem Scheiterhaufen sein Piedestal gemacht. Ein Zipfel seines Mantels bedeckt ihm unordentlich die eine Schulter, und die andere ist nackt, frei für die Gebärden, wenn er spricht. Manchmal von der Widrigkeit des Schicksals dazu verurteilt, den anonymen Gestalten kleiner Verschwörer und verlorener Meuchelmörder seine Stimme zu leihen, hat er endlich eine ganze Welt zu seiner Verfügung und eine lange Reihe von Akten und Bildern vor sich, in denen er die Batterien seiner Stimme auffahren kann. Er bläst Sünden und Flüche ein, erweckt die Zauber und läßt begrabene Jahrhunderte auferstehen, gefällt sich in Verwandlungsspielen und fliegt auf dem Mantel. In gravitatischer Haltung reicht ihm die Hand eines Höflings einen Erdglobus. Man könnte ihm keine angenehmere Ehrung erweisen. Bei dieser Gelegenheit erinnert er sich einer schönen Arie. Er will sie um jeden Preis singen, während die anderen geduldig sich im Kreis um ihn hinhocken wie die Türken und auf den Refrain achtgeben, denn der alte schreckliche Patron duldet keine Unterbrechungen außer der Reihe.

Eine Welt in der Hand gehalten zu haben, sie tanzen zu lassen zwischen den krallenbewehrten Fingern, sie auf die Erde zu schmeißen, sie in Scherben zu schlagen, auf gleich und gleich mit dem Herrgott gestritten zu haben, und

endlich, wie alle andern, altern zu müssen! Die Stimme verschwindet, wird blaß, wird dünn wie die Bilder auf den alten Fotos, die gelb sind und zerkratzt. Was wird er machen, der tiefe Baß, mit einem Faden von Stimme?

Sein letztes Rollen nährt sich von Pastillen gegen die Heiserkeit, die er in der Tasche des alten Pelzrockes verborgen hält. Er beginnt in der dritten Klasse zu reisen. Er beneidet die Schaffner um ihre Stimme, mit der sie den Namen der kleinen nebeligen Stationen ausrufen. Er begnügt sich damit, die Menge zur Zeit der Viehmärkte zu terrorisieren, in den Provinztheatern, wo sich die Viehhändler und die Getreidehändler drängen. Allein, in seiner Garderobe, zieht er mit einem Stück Kohle die Brauen nach, die unbedingt dämonisch werden müssen: mit Wachs macht er sich eine falsche Nase, eine Adlernase, wie es die Ueberlieferung will. Er denkt daran, daß er im Pro-

log halbnackt dastehen wird müssen, bei dieser Kälte, auf dieser grauen Bühne, die von allen Seiten zugig ist.

Er gibt die letzten tiefen Noten aus mit dem Zaudern des Armen, der nur noch zehn Mark in der Brieftasche hat und fürchtet, man hätte ihn betrogen, und sie seien falsch. Aber es sind die letzten, und man muß dazusehen, sie auszugeben.

*

Eines Tages, an der Pforte des Jenseits, wird er den Engeln seinen Namen sagen.

„Sonderbar“, werden sie bemerken, „du heißt so wie der berühmte tiefe Baß. Wir erwarten dich seit so langem, damit du uns einmal ordentlich das Lob des Herrn singst.“

Dann wird er den Kopf hängen lassen. Melancholisch wird er das Paradies betreten. Sie haben ihn an seiner Stimme nicht erkannt.

(Berechtigte Uebersetzung von Hans Flesch)

Verloren und wiedergefunden

Am meerumbrausten Strand der Insel Rügen lernte ich sie kennen — und lieben! Durfte ich auf Gegenliebe hoffen? Es bewarben sich mehr um diese Schöne. Zu meinem Leidwesen siegte ein anderer und führte sie, die ich anbetete, heim.

Das sind nun elf Sommer her. Unmöglich, diese frohherzige blühende Frau zu vergessen. Wo sie wohl sein mag? Ihre Jugendherrlichkeit, die mich damals hoch entzückte, war wohl inzwischen vergangen? Ihre prangende, pfirsichartige Gesichtshaut hatte wohl längst ihren edlen Schimmer verloren?

Berfloffenen Sommer weilte ich wieder am Rügenstrand. Eine Flut von Empfindungen überkam mich, als ich die Stätten einstiger Hoffnung wieder sah. Wo sie wohl weilte, sie, der all meine Sehnsucht noch immer galt?

Eines Tages bemerkte ich am Strande eine Dame, die eine frappante Ähnlichkeit mit der Verlorenen meines Herzens hatte. Unverwandt sah ich der Dame nach. Sollte es...? Aber es waren elf lange Jahre seit damals vergangen. Meine Verlorene von damals konnte doch kaum noch derart jugendfrisch aussehen wie diese hier?

Abends, beim Tanz im Kurhaus, traf ich die Schöne wieder! Eine Anzahl Fragen, dann hatte ich Gewißheit: es war meine Verlorene! Wahrhaftig! — Auch mich erkannte sie wieder. Meine Freude war groß.

Wir erzählten uns, was wir in den elf Jahren der Trennung erlebt hatten. Sie war Witwe. Ihre Ehe sei keineswegs glücklich verlaufen. Sie habe einen Ausländer geheiratet, hatte bisher im Ausland gelebt. Nun sehnte sie sich nach einem verstehenden, gefühlvollen Herzen. Wir verlobten uns.

Auf mein Drängen gab mir meine wiedergefundene Schöne preis, welchem Mittel sie ihr ungewöhnliches Jungbleiben verdanke. Sie pflegte ihr Gesicht seit jeher mit Marylan-Creme und habe dies unentbehrliche Schönheitsmittel immer aus Deutschland nachsenden lassen.

Man wird verstehen, daß ich ebenfalls danach strebte, die Spuren der langen Trennungsjahre aus meinem Gesicht zu beseitigen. Auch ich nahm Marylan-Creme. Und auch mir wurde Hilfe. Bald sah ich eine erfreuliche Milderung der Jahresspuren; meine Gesichtshaut blühte jugendähnlich. Ich war herzlich erfreut über diesen famosen Zustand.

Meine Dame, mein Herr: auch Ihr Gesicht sehnt sich danach, durch die famose Marylan-Creme lieblichem neuen Blühen entgegengeführt zu werden. Mehr als 23 000 Dankbriefe von Damen und Herren aller Kreise (die Anzahl ist notariell beglaubigt) legen beredtes Zeugnis dafür ab, welche beglückendes Wirken Marylan-Creme auf die Gesichtshaut ausübt. Haben Sie Ihr Gesicht lieb? Dann, bitte, merken Sie sich den Satz: „Wer schön sein will, hat es bequem, nimmt Schönheitsspender Marylan-Creme!“

Bitte erproben Sie Marylan-Creme auf unsere Kosten. Schneiden Sie entstehenden Gratisbezugschein aus, legen Sie ihn in einen offenen Briefumschlag, kleben Sie eine 4-Pfg.-Marke auf, und hinten auf den Umschlag schreiben Sie Ihre genaue Anschrift. Sogar ein nettes Büchlein über fluge Schönheitspflege bekommen Sie dann, kostenlos und portofrei.

Gratisbezugschein: An den Marylan-Vertrieb, Berlin 125, Friedrichstr. 24. Erbitte zugesagte Probe Marylan-Creme, dazu auch das Büchlein über fluge neue Schönheitspflege, beides kostenlos und portofrei.

Schutz gegen Grippe

Halsentzündung und Erkältung



Wenn ich das tragen könnte!



So schlank sein, daß jedes Kleidungsstück elegant und vornehm wirkt, das ist ein vielbegehrter Wunsch. — **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee**, das angenehme, ärztl. empfohlene Morgengetränk hilft dazu. Er schmeckt gut, erfrischt das Blut und bringt das träge Fett zum Schwinden. Sie nehmen langsam ab, werden geschmeidiger und fühlen sich jünger und wohler. Paket Mk. 2.—, Kurpackung (6fach. Inhalt) Mk. 10.—, extrastark Mk. 2.50 u. 12.50. In Apotheken u. Drogerien.

Dr. ERNST RICHTER'S Frühstückskräutertee

„Hermes“ Fabrik pharm. kosm. Präparate
München . . . Güllstraße 7

Das entschleierte Geheimnis von Sais könnte man die Fortschritte nennen, welche die Wissenschaft der Kosmetik in den letzten Jahren gemacht hat. Man war noch vor nicht allzu langer Zeit der Auffassung, daß das Alter im Gesicht der Frau Runzeln eingraben müsse! Es war rätselhaft und wunderbar, daß z. B. Sarah Bernhard noch im Alter von 72 Jahren durch jugendliche Anmut und Liebesreiz bezauberte. Es ist kein Märchen, daß man von der ewigen Schönheit einer klugen und geschickten Frau sprechen kann. Die Chemie hat einen Wunderbalsam geschaffen, den sie Marylan-Creme nennt. Die Zusammenstellung der Marylan-Creme ist unbedingt eine erstklassige; das Präparat ist auf solidester Grundlage aufgebaut. Unter Aufwendung außerordentlich hoher Versuchsmittel, unter Beihilfe erstklassiger Fachleute, ist es nach jahrelangen Experimenten gelungen, eine Creme zu schaffen, die bei leichter Massage — das scharfe Reiben ist unbedingt zu vermeiden, weil es das Fleisch reduziert, ja sehr angreift — in die Hauptporen eindringt, bei weiterem Massieren aus den Poren wieder austritt und den Poreninhalt — Schmutz, Staub und andere Unreinlichkeiten — mitnimmt. Dadurch erfolgt eine Tiefenreinigung der Haut. Mit Marylan-Creme als Aesthetikum, als Schönheitspflegemittel blüht die Frau, das Mädchen — zu neuem Glück, zu neuem Empfinden, zu neuer Freude am Leben.

Strengste Abhärtung vermag in der rauhen Jahreszeit nicht vor Ansteckung und gefährlichen Krankheiten der Luftwege zu schützen. Darum beugt jung und alt mit Panflavin-Pastillen vor, denn diese üben eine wachstumhemmende Wirkung auf eindringende Krankheitskeime aus und bieten daher vorzüglichen Schutz gegen Grippe, Halsentzündung und Erkältung.

S Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Gr. Erfolge durch Blutreinig. - Brosch. fr. **M**

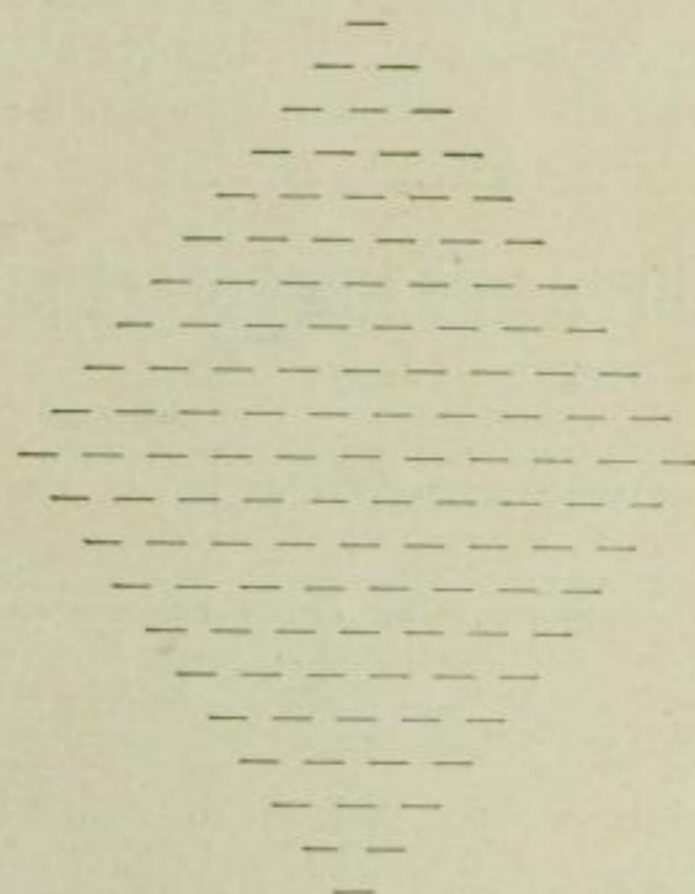
Der Urfaust

Eine Anekdote

Adalbert Matkowski gastierte eines Tages als Faust in einem Hoftheater. Der Künstler bedankte sich auch, daß das Stück im Urtext über die Bretter geht. Bereits um 6 Uhr nachmittags begann die Vorstellung. Um 12 Uhr verließen einige Zuschauer das Theater übermüdet, obgleich das Ende noch nicht abzusehen war. Während eines Kulissenwechsels näherte sich der Regisseur dem Künstler, überreichte ihm den Schlüssel des Theaters und bemerkte:

„Liebster Meister, wenn Sie am Schluß angelangt sind, haben Sie vielleicht die Freundlichkeit, das Haus hinter sich fest abzuschließen.“

Zwei neue Doppelpyramidenrätsel



1. Hauchlaut
2. Ausruf
3. Kleidungsstück
4. Stoff
5. Gier
6. Hutform
7. malen
8. flüstern
9. militärischer Griff
10. stolpern
11. verwunderlich
12. Dokument
13. Ausstellung
14. zahmes Tier
15. Unebenheit
16. Verhelichung
17. Stadt in Afghanistan
18. Göttin
19. Wild
20. persönliches Fürwort
21. Roll-Laut

1. Vokal
2. Präposition
3. Fluß in Afrika
4. Weiblicher Vorname
5. Schlingpflanze
6. Schwung
7. Stamm-Mutter
8. Arabischer Artikel
9. Konsonant



Golf mit Wörtern

Auflösungen aus voriger Nummer

Gold	Korn	Tage	Raub
Geld	Kern	Lage	Laub
Held	Kerl	Loge	Laib
Helm	Kehl	Lohe	Laie
Heim	Mehl	Lohn	Lage
		Lahn	Sage
		Jahn	Safe
		Jahr	

Schütze	Rest
Schürze	Rast
Scherze	fast
Scherbe	Fach
Scheibe	Schach
	schal

Neue Aufgaben

- Wie verwandelt sich ein „Messer“ in eine „Gabel“?
- Wie flicht man aus „Rohr“ einen „Korb“?
- Wie wird der „Same“ zum „Baum“?
- Wie rasch heilt die „Wunde“ und wird „Narbe“?
- Wie wird der „Bruch“ wieder „ganz“?
- Wie kommt der „Riß“ in die „Socke“?

G	E	R	S	T	E		S	T	E	U	E	R
A												
N												
D	R	A	L	L						F	E	I
H	A	N	T	E	L					T	U	N
I	N	N								S	E	D
G										H	U	S
B	O	E								B	E	R
R	O	G	G	E	N					E	L	S
A	N	G	E	R						S	T	O
U										A	T	E
E										T	E	M
R	E	V	E	R	S					E	R	N

Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 5

Der Frühling spiegelt sich in den Objektiven der Rolleiflex Fangen Sie ihn!

Das eine
Objektiv zeigt Ihnen wirkungsvolle Motive.

Das andere
— das Tessar — hält sie gestochen scharf und plastisch fest.

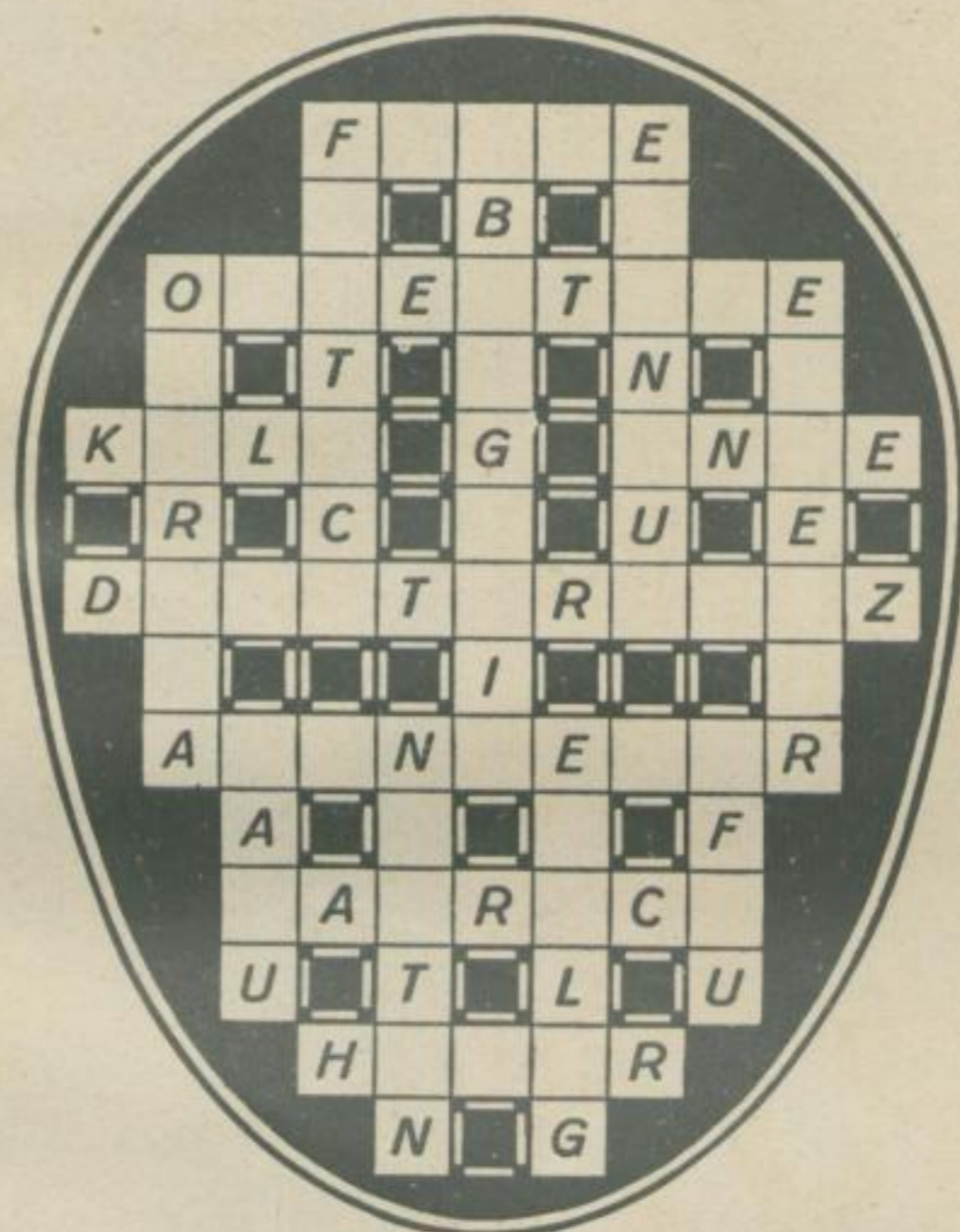
Starrs Gehäuse, quadratisches Format und die technischen Vollkommenheiten lassen keine Aufnahme mißlingen!

FRANKE & HEIDECHE
BRAUNSCHWEIG

Preise ab RM 187.-
Fordern Sie Prospekt B 29

Netzwort-Rätsel

Gesetzlich geschützt



Setz' ein in dieses Osterei, was noch an Zeichen fehlt.
Es findet sich dann allerlei; hier sei es aufgezählt:

Ein Pionier der Luftschiffahrt, was Adler aufwärtsschwingt,
Die schönste Zeit im Jahr, gepaart mit dem, der sie besingt.

Die hohe, hehre Staatsgewalt, ein Meergott, heitrer Sinn,
Ein Instrument in Gansgestalt und eine Quakerin.

Bizarrer Wunsch, der leicht verdriest, Düngmittel, Erdölort,
Die Pflanze, die du klettern siehst, zum Werk dein letztes Wort.

Zum Schlusse: Namen für den Mann, Erlebnis seltner Art,
Und endlich auf zwei Zeilen dann, das Beste, was man wünschen kann
für deine Frühlingsfahrt.

Verantwortliche Schriftleitung: Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg 4.

Der „Uhu“ erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste, ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Für die Anzeigen verantwortlich: Kurt Stibbe, Berlin SW 61. — Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein A.G., Berlin SW 68, Kochstr. 22-26.

Das Gelbe Wollsteinbüch

statt 1 Mark nur noch

90 Pfg.

Neuste Bände:

Die 3 schwarzen Punkte

Kriminalroman! Drei schwarze Punkte: das Blutsbrüder-
schaftszeichen dreier großer Gauner, deren größter schließ-
lich unter sonderbaren und verwickelten Umständen der
Rache der beiden andern zum Opfer fällt.

Die Oase

Roman um eine verlockend schöne und seelenvolle Hoch-
staplerin „Madelaine“, die so gern ein neues Leben beginnen
möchte. Man weiß nicht, für welche ihrer Eigenschaften
man sich entscheiden soll, für die guten — oder die andern.





Jünger und frischer aussehen!

Jede moderne Frau weiß, daß die Voraussetzung zum Erfolg eine frische Gesichtsfarbe ist. Sie kümmert sich deshalb heute bewußt selbst darum, daß sie schön und jung aussieht. Sie benutzt die kleinen unentbehrlichen Helfer, die ihrem Gesicht im Augenblick natürliche Schönheit und Jugendfrische geben: Khasana Superb-Wangenrot und -Lippenstift. Denn das orange-gelbe Khasana Superb-Wangenrot paßt sich in wenigen Sekunden dem Farbton der Haut an, gibt ihr ein gesundes und frisches Aussehen, unterstreicht Anmutiges und verdeckt Nachteiliges. Auch Khasana Superb-Lippenstift verändert sich individuell verschieden, tönt die Lippen zart, dauerhaft, unauffällig und appetitlich. Khasana Superb ist wetter-, wasser- und kußfest, färbt nicht ab, ist nicht nur unschädlich, sondern vorzüglich zur Pflege von Haut und Lippen. Niemand ahnt die Anwendung.

KHASANA- SUPERB

Kleinpackungen
zu je RM —.50
überall erhältlich



DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., ABT. 23 K 6, PARIS UND LONDON

HEFT 6
8. JAHRGANG
MÄRZ 1932
BERLIN
★
NEUER PRE
90 PFENNI



**WIR
müssen noch
90 Pf.**

Aus dem Inhalt
**Wilhelm von Scholz und Albin
Döblin** „Was mir in dieser Zeit als
Wichtigstes am Herzen liegt“ / **Paul
Wiegler** „Was die guten Ehemänner
und die guten Ehefrauen über die
guten Ehen sagten“ / **Gretchen, die
schönste deutsche Frauengestalt!**
Das ist England! Großer Bilder-
artikel über das Land der Traditionen
und der merkwürdigen Sitten / **Der
schönste Tag meines Lebens!** Ein
Album zur Erinnerung an den Hoch-
zeitstag / **Das Stimmungsbarom-
eter.** Ein Hausmittel zur Stärkung
des eigenen Willens und der eigenen
Energie / **Novellen, Bilder u. v. a.**